



Es ist meiner Ansicht nach ein etwas gewagtes Unternehmen, seine Jugenderinnerungen zu schreiben, wenn man nicht eine literarische oder politische Größe oder sonst irgend eine Berühmtheit ist; denn gewöhnlich schläft der Leser schon bei der zweiten Seite sanft und friedlich ein, weil es ihn gar nicht interessiert, welche Heldentaten und Jugendstreiche der Schreiber in seiner Kindheit verübt hat und wo der Schauplatz seiner Taten lag.

Wenn ich dennoch zur Feder greife, so bestimmt mich dazu der Gedanke, daß sich unter den Lesern doch hie und da einer findet, dem diese Zeilen alte, liebe Erinnerungen wachrufen, die ihm längst entschwunden waren im Lärm und der Hast des Alltags und die ihm aus der Tiefe seiner Seele wieder heraufsteigen gleich einem alten schönen Lied, dessen Melodie wir vergessen und das nun auf einmal wieder wehmutsvoll an unser Ohr klingt.

Es ist die Pfälzer Heimat, die Stätte meiner frohen Kindheit, die ich schildern will, das Elternhaus, so wie es einst war und wie es mir noch deutlich vor Augen steht — sonnenbeschienen, waldumrauscht, voll heimlicher Poesie.

Das Haus und seine Bewohner

Wann war es wohl am schönsten in meiner Mühle? Das ist schwer zu sagen, denn jede Jahreszeit hatte ihre besonderen Reize und Freuden. Aber das weiß ich sicher: Ob ein lachender Frühlingshimmel über den Bergen blaute oder ob Hochsommerhitze das Tal durchglühte und alles verschmachtend lag im zitternden Sonnenglast, ob im Herbst die Wälder in bunten Flammen lohten und des Abends auf den Wiesen und Tälern die Nebel wie zarte Schleier lagen, oder ob tiefes Winterschweigen Feld, Flur und Dorf umfangen hielt — es war zu allen Zeiten meiner Kindheit Paradies.

Dicht an den waldigen Berg geschmiegt, lag es, das große, weitläufige Haus, in der Stilart der alten Papiermühlen gebaut, zwei Seitenflügel und ein langgestreckter Mittelbau, der die beiden Flügel miteinander verband; mit langen Fensterreihen, dicken Steinmauern und braunen, langgestreckten Ziegeldächern. Unter diesen lagen die großen, geräumigen Speicher, je zwei übereinander, die zum Trocknen des Papiers im Winter dienten, wenn Stürme, Schnee und Regen es draußen im Freien unmöglich machten.

Welch herrliche Aussicht bot sich dem Auge aus den Speicherluken über das ganze grünende, blühende Queichtal mit den hohen bewaldeten Bergen ringsum, die, jeder von einem mächtigen, seltsam geformten Felsen gekrönt, sich wie riesige Wächter um das idyllisch gelegene Dörfchen lagerten.

Der Fluß mit seinem rasch dahinschießenden klaren Forellenwasser schlängelte sich in weitem Bogen durch das üppig grüne Wiesental, der Landschaft einen armütigen Reiz verleihend.

Auf der Innenseite des Hauses gegen den Hof zu lief eine lange offene Holzgalerie rundum mit geschnitztem Geländer, an deren Deckensims die Schwalben ihre Nester gebaut hatten und zutraulich um unsere Köpfe flogen, wenn wir dort spielten. Jenseits des Hofes, nur durch einen breiten Fahrweg vom Hause getrennt, lagen Ställe und Scheune und ganz in den Berg hineingebaut der große gewölbte Keller. Hinter der Scheune standen hohe Tannen und zwei mächtige Kirschbäume, die noch haushoch über das Dach hinausragten und deren köstliche Früchte meist eine Beute der Spatzen und sonstigen geflügelten Getiers wurden, weil es mit Lebensgefahr verbunden war, sie zu pflücken. Nach Süden zu lag der Garten, links davon floß der Mühlbach und rechts zog sich der Fahrweg entlang bis zur Straße.

Es war kein vornehmer Ziergarten mit verschwiegenen Laubgängen, verschnittenen Tarusheden und rauschenden Springbrunnen. Es war ein gut bürgerlicher Garten, wie er zum Haus und dessen Bewohnern paßte. Schön gepflegt, mit geraden, sauberen, mit Buchs eingefassten Wegen, symmetrisch angelegten Beeten, mit schönen Ziersträuchern und vielen Obstbäumen. In der Mitte, da, wo der Blumengarten aufhörte und das Gemüse anfing, stand eine runde Laube mit steinernem rundem Tisch und rundum laufenden Holzbänken; ein mächtiger Schneeballstrauch spendete den Schatten. Unten war der Garten, der sich bis zur Straße hinzog, durch eine Mauer abgeschlossen.

Ach, was da alles wuchs, blühte und gedieh zu des Auges und des Leibes Aetzung!

Man brauchte nur den alten Renommisten, den Gärtner, zu fragen, der jede Woche ein paar Tage bei der Arbeit half und nicht wenig eingebildet war auf sein Schaffen und Wirken.

„So e Wachstum,“ pflegte er jedem, der es hören wollte, zu sagen, „so e Wachstum isch mer noch nit vorkomme — Spargle hemmer wie mei(n) Setzholz so dick, un Erbse wie die Klieder un erscht die Bohne — ich lüg net, aber so lang sin se wie meinm Schwoleschee sein Sawel —, die Stede biegen sich jo vun dem Gewicht! Un beim Kraut un Wersching, do versagt em die Sproch!“

So dicke Krautköpfe gab's seiner Meinung nach in der ganzen Gewann nicht mehr. Fest und prall, in rundlicher Fülle erhoben sie sich aus ihrem Blätterkranz, und wenn der Schäfer, der an der Bütte schaffte, allabendlich nach Feierabend, behaglich sein Pfeifchen schmauchend, im Garten lustwandelte, so stand er immer schmunzelnd davor und freute sich, wie sie wuchsen und zunahmen an stattlicher Rundung, denn Sauerkraut und „Lewerknepp“ war sein Leibgericht.

Und dann die Blumen!

„Es isch grad wie e Wunner,“ meinte die alte Margret, die ständig im Garten arbeitete, „wo unser Madam hinlangt, do wächst schun e Blum —“, und sie hatte so ganz Unrecht nicht. Ach, es war der kräftige Nährboden der Heimat und die alles belebende Sonne, die ja am alten Buchholz viel heller, viel freundlicher und wärmer scheint als sonst irgendwo; und dann die Liebe und Sorgfalt, mit der dies alles gehegt und gepflegt wurde. Denn der Garten war der Mutter Freude und Stolz — dreiviertel des Tages den Sommer über brachte sie im Garten zu, sich ihren Pfleglingen widmend und sich an ihrem Anblick ergötzend. Wie das leuchtete und flammte in hundert Farben und Schattierungen — eine wahre Farbensinfonie. Beete voll süßduftenden Goldlacks, vom hellsten Schwefelgelb bis zum dunkelsten Braun, anmutige, helläugige Aurikeln mit ihren dunkeln Sammtblättern, farbenprühende Tulpen und schneeigweiße Tazetten und

ganze Rondells mit vielfarbigen Pensees mit ihren vornehm dreinschauenden Gesichtern. Wer kann das alles mit Namen nennen, was da wuchs und blühte bis in den Herbst hinein; und wenn dann die schweren, feuchten Nebel über dem Garten lagen und all die bunte Herrlichkeit verschwunden war, dann standen noch einsam die dichten weißen und rosa Büsche der Chrysanthemen, die mit ihrem eigentümlich scharfen Duft an Tod und Gräber erinnerten.

Und jetzt — verschwunden ist das alles, der blühende Garten, all die leuchtenden Sonnenkinder des Frühlings und Sommers; verschwunden auch die fruchtbeladenen Bäume und der große Fliederstrauch, der sich wie eine hohe Kuppel über den Bach wölbte, seine süßen Düfte im Frühling weithin verbreitend. Verschwunden auch die dicht verwachsene Laube, in der wir so viel heitere Stunden verlebt — dies alles ist dem unerbittlichen Fortschritt zum Opfer gefallen.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit —
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Aber in unsern Herzen ist es eingegraben, das alte schöne Bild der Heimat, so wie sie einst war. Die düsteren Schatten, die es trübten, haben sich verflüchtigt und nur das Lichte, Reine ist geblieben und wird unvergänglich in unsern Seelen weiterleben.

Aber nicht bloß der Garten war unserer Mutter Tätigkeitsfeld, sie war auch die Seele des Hauses. Sie war eine Frau mit einem unverwüßlichem Lebensmut, eine elastische Natur, die, wenn auch Schweres über sie hinwegging, sich nicht lange niederbeugen ließ, sondern immer wieder die Kraft fand, dies zu überwinden und sich aufzurichten. Dabei besaß sie einen feinen Humor und aus ihren braunen Augen strahlten Heiterkeit und Herzensgüte. Sie war in der Mühle geboren und hatte fast ihre ganze Lebenszeit, mit Ausnahme der Schuljahre, da verbracht. Vater war groß und hager, mit graumeliertem Schnurr- und Knebelbart. Das Haar trug er nach der Mode in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ziemlich lang und an der Seite gescheitelt. Von lebhaftem Temperament, war er unermüdllich tätig von früh bis spät. Als Ortsvorsteher des Dorfes hatte er auch da noch vielerlei Pflichten, denn er war sehr besorgt um das Wohl der Gemeinde und stets auf ihren Vorteil bedacht. Als junger Mann in der Sturm- und Drangzeit hatte er sich im Revolutionsjahr 1848 den Freiheitskämpfern angeschlossen, wurde bei einem Gefecht in der Nähe des Dorfes verwundet, von seinen flüchtenden Kameraden in die Mühle verbracht und dort versteckt. Als die verfolgenden preussischen Truppen das Haus nach Flüchtlingen absuchten, fanden sie ihn nicht, so gut hielt man ihn verborgen; und als er wieder gesund gepflegt war und ruhigere Zeiten gekommen waren, zog er als junger Hausherr in die Mühle ein. Er hatte sich den Idealismus der Jugend bis ins hohe Alter bewahrt, trieb eifrig Politik und liebte heitere, frohe Gesellschaft. Viele Leute gingen in der Mühle aus und ein und das Haus war bekannt wegen seiner Gastlichkeit. Manch einer von denen, die da aus- und eingingen und die nun in der weiten Welt verstreut leben, erinnert sich wohl noch gern der genussreichen Stunden, die er unter dem gastlichen Dach zugebracht.

Wir waren viel Geschwister, doch waren die älteren Brüder schon auswärts in Stellung und auf der Schule, und nur wir jüngeren, fünf an der Zahl, waren noch zu Hause. Unsere älteste Schwester ist da nicht mitgezählt; sie war die Stütze der Mutter im großen Haushalt und kam uns mehr wie eine zweite Mutter als wie eine Schwester vor.

Der Onkel

Noch ein Glied der Familie lebte im Hause, das war der „Onkel“. Er war ein Onkel unserer Mutter, ein kleines, bewegliches Männchen mit einem dichten weißen Haarschopf und kleinen listigen Augen, in denen der Schelm saß. Er trug einen kurz geschorenen weißen Schnurrbart und wackelte immer leise mit dem Kopfe. Auch seine Hände hatten dieses leise Zittern. Trotz seiner vorgerückten Jahre war er noch sehr rüstig und war so eine Art Haushofmeister, das heißt, er führte das Oberkommando im Prefsaal, auf den Speichern und auf den Wiesen, wo er eine kleine Schar Dorfbuben unter sich hatte, die er, wie ein Feldwebel seine Rekruten, in strammer Zucht hielt. Einst, in früheren Jahren, war er ein wohlhabender Mann gewesen und hatte eine Brauerei in einer weinfrohen Stadt der Vorderpfalz besessen. Sei es, daß er das Geschäft nicht rationell genug betrieben hatte, oder daß er lieber beim Frühschoppen saß bei seinen fidelen Stammtischbrüdern im „Goldenen Löwen“, als daheim nach dem Rechten zu sehen — kurzum, mit dem Geschäft ging es nach und nach den Krebsgang (die Krebse gehen bekanntlich rückwärts), und als seine Frau starb, blieb ihm nach Regelung seiner Verhältnisse nur noch ein kleiner Rest übrig. Da er keine Kinder hatte, rieten ihm seine Verwandten dringend, nach Amerika zu gehen, und malten ihm die Zukunft in diesem gelobten Lande in den schönsten Farben. Er dachte: „Probieren geht über Studieren“, sagte seinen lustigen Stammtischbrüdern im Goldenen Löwen wehmütig Lebewohl und schiffte sich auf einem Segelschiff ein, weil es Anno dazumal entweder noch keine Dampfer gab oder ihm die Reise auf einem solchen seine Verhältnisse nicht erlaubten. Vierundsechzig Tage waren sie auf dem Wasser, so erzählte er uns Kindern; und von den Gefahren und Abenteuern dieser Seereise erzählte er uns, wie sie, vom Sturm verschlagen, auf eine einsame Insel geworfen wurden und was sie da alles erlebten. Wieviel bei dieser Robinsonade hinzugedichtet war, konnten wir damals nicht unterscheiden, denn bei seiner blühenden Phantasie wußte man nie, was Wahrheit und Dichtung war. Aber das weiß ich noch, daß wir mit Gruseln und mit großer Spannung seinen Schilderungen lauschten und daß er uns als ein wahrhaftiger Held erschien. Als er dann nach vielen Fährlichkeiten doch das Land Amerika erreichte, da erwarteten ihn dort große Enttäuschungen. Er fühlte sich fremd und unbehaglich, denn dort war alles so ganz anders als in seiner geliebten Pfälzer Heimat; er bekam das Heimweh und ehe seine Mittel ganz zur Neige gingen, kaufte er sich kurz entschlossen eine Schiffskarte und fuhr wieder heim nach Europa. Mutter bot ihm im Hause ein Heim an, was er auch frohen Herzens annahm, und so blieb er für immer auf der Mühle.

Aus frühester Kindheit

Meine allerfrühesten Erinnerungen reichen zurück in die Zeit, da die Eisenbahn noch nicht durch das Queichtal führte. Da dienten die Wiesen oben an der „Schließ“ noch als Gemeindebleiche, wo die Dorfweiber am Bach ihre Wäsche wuschen, wobei sie sie mit den sogenannten „Pletschen“, das sind viereckige kleine starke Brettchen, mit einem Stiel versehen, tüchtig klopften und sie dann auf dem grünen Rasen bleichten und trockneten. Jahraus jahrein, bei Sonnenschein und Regen, lagen dort die weißen Wäschestücke, auch lange Streifen selbstgesponnenes Leinen, zum Bleichen, und wir hatten unsere liebe Not mit unseren Gänsen, die stets mit Vorliebe diese Bleiche besuchten und allemal ihre Visitenkarte in grasgrüner Farbe auf der blendend weißen Wäsche zurückließen. Einmal, als

sie wieder große Staatsvisite machten, kam die Betzebas, eine etwas robuste Bäuerin mit gutem Mundwerk, dazu, und als sie ihre grünbemalte Wäsche sah, brach ein Sturm der Entrüstung bei ihr los. „Die Däns, die Däns“ — sie konnte eines Sprechfehlers wegen das G nicht aussprechen — „die Lumpedäns, ich dreh en noch all de Hals rum, dem Kumpevieh, die ganz Wäsch isch verummeniert — sagen's nor Eierm Vatter,“ wandte sie sich erboßt an uns, „daß ich mer des nimmi g'falle loß!“ Als wir Mutter die Rede der Betzebas wortgetreu wiederholten, nahm sie es mit einem Lächeln entgegen, aber von dem Standpunkt der Hausfrau, die etwas auf schöne saubere Wäsche hielt, begriff sie die Entrüstung der Betzebas und sie versprach Abhilfe. Nach einer Rücksprache mit Vater wurden Leute bestellt, die die hintere Insel, eine schmale Landzunge zwischen Bach und Mühlgraben hinten am Wehr, mit einem hohen Lattenzaun umgaben; dorthin wurden die Missetäter verwiesen, nachdem ihnen vorher die Flügel gestutzt worden waren. Sie hatten da prächtige Weide auf dem mit zartem Gras bewachsenen Boden und konnten nach Herzenslust im Mühlbach auf und ab schwimmen. Das taten sie dann auch ausgiebig, und die erregten Gemüther der Dorfweiber kamen allmählich wieder zur Ruhe. Die Insel erhielt den Namen „Gänsegarten“, den sie auch behielt durch all die langen Jahre.

Auch an das Flößen kann ich mich noch erinnern. Das Holz aus dem Bürgerwald wurde zu der Zeit, als die Eisenbahn noch nicht gebaut war, meistens auf dem Wasserweg durch das Tal weiter befördert. An einem bestimmten Tag im Monat mußte das Werk stillstehen und das Wehr hochgezogen werden. Dann kamen die mächtigen Holzscheite den hochgeschwollenen Bach herabgeschwommen und wir standen dann auf der schmalen Brücke vor dem Hause und schauten zu, wie die „Flößknechte“ mit langen Stangen, an denen spitze eiserne Haken befestigt waren, die sich stauenden Scheite wieder in Bewegung brachten und flußabwärts trieben. Einmal passierte es, daß meine ältere Schwester in den Bach fiel, mitten in die treibenden Holzscheite hinein; sie konnte sich aber noch an den unteren Balken der Brücke festhalten und auf ihre Hilferufe kam der „Hanzjoleb“ herbei, der zum Glück gerade im Wasserbau beschäftigt war, und er konnte sie noch herausziehen, ehe sie ganz unter das treibende Holz geriet.

Dies alles verschwand, als die Eisenbahnlinie gebaut wurde, die mitten durch das Tal führte, nur einige Schritte vom Hause entfernt. Aber noch etwas verschwand von den Straßen mit dem Bau der Eisenbahn — das waren die hochbeladenen Frachtwagen, die den Gütertransport quer durch die Pfalz hindurch besorgten und im Dorf im „Goldenen Hirschen“ wo dazumal großer Betrieb herrschte, gern Einkehr hielten. Auch die geräumigen gelben Postkutschen mit dem lustig blasenden Postillon auf dem Boß kamen nicht mehr durch das Dorf, und nicht mehr hörte man die Lieder „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ oder „Der Mai ist gekommen“ in den stillen Waldtälern widerhallen.

Wie früher ein Papierbogen entstand

In den Papiermühlen früherer Zeiten waren die Geschäftsräume und die Wohnräume nicht so scharf getrennt voneinander, wie in den Fabriken heutzutage; da lag alles in holder Eintracht dicht nebeneinander. Aus unserem Wohn- und Familienzimmer führte direkt eine Tür in den Pressaal, ja man mußte denselben erst durchqueren, wenn man in die vorderen Wohnräume eintreten wollte. In diesem Saal spielte sich eigentlich fast das ganze Familienleben ab, besonders im Winter, da der große

Ofen in der Mitte von früh bis spät geheizt war und behagliche Wärme verbreitete. Nur an Sonntagen oder wenn Besuch da war, wurde das Familienzimmer, ein mäßig großes Eckzimmer, dessen Fenster nach dem Garten und dem Walde zu gingen, benützt. Der Pressaal war ein großer Raum mit vier Fenstern; er diente zum Fertigmachen des Papiers und der Pappen. Die eine Wand nahmen zwei riesige Pressen ein, in der Ecke stand die große eiserne Walze, die mit Wasserkraft getrieben wurde und zum Glätten des Papiers diente. Hellgelb gestrichene Wände und eine weißgetünchte Decke gaben dem Raum ein freundliches Aussehen; blühende Blumen auf den Fensterbrettern erhöhten diesen Eindruck noch, und eine große Schwarzwälder Uhr mit buntgemaltem Zifferblatte und langem, unermülich hin- und herschwingendem Pendel erfüllte mit ihrem monotonen Tick-Tack den Raum mit traulicher Behaglichkeit. Der Fußboden war, wie dies in früheren Zeiten in Bürgerhäusern üblich, mit feinem Sand bestreut, der täglich erneuert wurde. Mächtig lange Tische aus glattem Nußbaumholz füllten den übrigen Raum; einer von ihnen diente zugleich als Eßtisch für Herrschaft und Gesinde, denn in früheren Zeiten bildeten Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine große Familie. Die Papiermacher waren eine noble Zunft und hielten viel auf sich. Sie wurden auch nach längerer Lehrzeit durch gewisse Zeremonien, ähnlich wie die Edelleute durch den Ritterschlag in den Ritterstand erhoben wurden, zu zünftigen Gesellen geschlagen. Die Unverheirateten, die im Dorfe keine Angehörigen besaßen, wohnten und aßen im Hause und waren ganz in die Familie aufgenommen. Manche davon lebten schon viele Jahre im Hause, so der alte Stengel, der schon bei der Großmutter in Dienst war, schon damals an der Bütte stand und das Papier ausschöpfte. In jener Zeit war der Werdegang eines Papierbogens noch etwas mühevoller und umständlicher als heute bei den modernen Maschinen, die die Ware in der kürzesten Zeit fix und fertig herstellen. Da mußte noch alles mühsam mit der Hand gemacht werden, und man brauchte gelernte tüchtige Leute dazu, die eine jahrelange Uebung und Kunstfertigkeit besaßen, um dies alles tadellos und ohne Fehler herzustellen.

Lumpen und Papierabfälle waren in der Hauptsache die Rohstoffe der damaligen Papierfabrikation. Ja, zu dem weißen Schreib- und Büttenpapier, das in früherer Zeit bei der Großmutter hergestellt wurde und das auch vielfach zu Gerichtsakten Verwendung fand, von denen vielleicht heute noch einige in entlegenen Winkeln der Aktenschränke ein beschauliches Dasein führen, durften nur sorgfältig ausgesuchte weiße Lumpen verwendet werden. Die Lumpen wurden in den „Lumpenstuben“ auf großen, mit Drahtgeflecht überzogenen Gestellen sorgfältig sortiert, Knöpfe und Metallteile entfernt und peinlich genau verlesen. Dann kamen sie in den sogenannten Wolf, wo sie zu kleinen Fetzen zerrissen und zerquetscht wurden. Von da wanderten sie in den Holländer, eine große runde Steinbütte, in deren Mitte eine eiserne Walze mit stumpfen Kanten lief. Hier wurden sie mit Hinzutun von Papierabfällen und reinem Brunnenwasser in stundenlangem, fortwährendem Kreislauf durch diese Walze ganz fein vermahlen zu einem dicken, zähen Brei, dem sogenannten „Zeug“. Durch ein weites, hölzernes Leitungsröhr wurde es alsdann in die Werkstube in große runde Steinbüten geleitet zur eigentlichen Verarbeitung. Dort erhielt es dann die richtige Mischung und wurde von einem Arbeiter, der darin große Fertigkeit besaß, mit Formen aus feinem Drahtgewebe, je nach Größe der herzustellenden Bogen, aus der Bütte geschöpft und unter eine leichte Presse geschoben, um das Wasser auszupressen. Aus dieser Presse nahm ein anderer Arbeiter sie wieder heraus, wendete sie um und klatschte ganz

vorsichtig den nassen Papier- oder Pappbogen auf eine dicke wollene Filzplatte ab, die leere Form dann seinem Kollegen an der Blüte wieder zuschiebend. Auf den aufgedrückten Bogen kam wieder eine Filzplatte und dann wieder ein Papierbogen, und dies ging so weiter, bis eine gewisse Anzahl aufeinanderlagen, das sogenannte „Buscht“. Dieses Buscht wurde unter eine Presse geschoben, wo es eine Zeitlang verblieb, bis das Wasser soweit herausgepreßt war, daß man mit den Händen die feuchten Bogen von den Filzen abheben konnte. War dies geschehen, was große Vorsicht und Uebung erforderte, so wurde der fertige Stoß des feuchten, aufeinandergeschichteten Papiers lagenweise zwischen glattgehobelte Bretter verpackt, nochmals unter eine andere stärkere Presse geschoben und blieb dort so lang, bis man es zum völligen Trocknen auf den Speicher oder auf die Wiese bringen konnte. Das Papier wurde auf dem Speicher getrocknet, wo man es, stets einige Bogen zusammen, auf fingerbreite glatte, abgerundete Latten hing, und Pappen wurden meist auf den Wiesen in Luft und Sonne getrocknet, indem man vorsichtig eine neben der andern in langen Reihen auf dem sauberen, kurzgehaltenen Rasen ausbreitete. Auch dazu gehörte eine besondere Fertigkeit, weil die nassen Pappen leicht zerrissen. Waren sie in Luft und Sonne getrocknet, so wurden sie von den Leuten hineingeschafft in den Preßsaal. Dort wurden sie auf hohe Stöße geschichtet und warteten der weiteren Behandlung. Zuerst mußten sie durch zwei sich gegeneinander drehende eiserne Walzen laufen, und zwar so oft, bis sie genügend geglättet waren, dann kamen sie nochmals unter die großen eisernen Pressen. Dort blieben sie, bis sie verwogen und zum Versand fertig gemacht wurden. Die Weiterbehandlung des Papiers war wieder eine andere. Dieses mußte, wenn es trocken war, zuerst geschält, das heißt die einzelnen Lagen vorsichtig mit der Hand voneinander gelöst werden; denn es waren immer drei bis vier Bogen aufeinandergeklebt, weil man die feuchten Bogen nicht einzeln aufhängen konnte, da sie sonst zu wenig Widerstand geboten hätten und durchgerissen wären. Waren die Bogen dann voneinander getrennt, so wurden sie verlesen, das heißt es wurden mit einem stumpfen Messer alle Unebenheiten, Knötchen, Wollfleckchen usw. vorsichtig entfernt und etwa eingerissene oder durchlöchernte Bogen ausgeschieden. Dann kam es, je nach der Art des Papiers, in die Presse oder wurde Bogen für Bogen einzeln zwischen zwei Zinkplatten gelegt und gewalzt. Dies erforderte viel Zeit und Mühe und wir Kinder mußten stets dabei helfen. Nun wäre uns diese Arbeit gewiß recht eintönig und langweilig vorgekommen, wenn nicht der Onkel, der dabei die Walze bediente, uns so herrliche Geschichten erzählt hätte. Da verstrich die Zeit wie im Fluge und die Arbeit flog nur so von den Händen und wurde uns eine Quelle des reinsten Vergnügens.

Im Trockensaal

Onkels Vorrat an Rittargeschichten und alten Sagen war unerschöpflich. Stundenlang saßen wir bei ihm oben im Trockensaal, wo das Papier im Winter getrocknet wurde. An der einen Wand stand ein riesiger Herd, der von außen durch Kohlenfeuer geheizt wurde und von dem aus mannsdicke Röhren von starkem Eisenblech rings im ganzen Raum umliefen und eine fast unerträgliche Hitze verbreiteten. Hohe Lattengestelle, die bis zur Decke reichten, füllten den Raum, viereckige Holzrahmen, Trappeln genannt, eng mit Stricken bespannt, die durch eine besondere Vorrichtung so an den Wänden befestigt waren, daß man sie von unten mit Stützen in eine wagerechte Stellung bringen konnte und an denen

die Pappen wie Wäsche angeklammert wurden. Und in diesen Gestellen lagen, standen und hingen Hunderte der feuchten Pappen, die in der Hitze einen heißen Brodem ausströmten, so daß man kaum atmen konnte, wenn man nicht daran gewöhnt war. Der Onkel nannte diesen Dunst „Schwaddem“, und von Zeit zu Zeit öffnete er eine Klappe an den großen hölzernen Abzugskaminen, die wie riesige Trichter aussahen, um den feuchten Dunst nach oben entweichen zu lassen.

O wie köstlich war es an kalten Wintertagen, wenn wir ausgefroren und hungrig nachhause kamen und mit unsern Butterbrotten in der Hand, ein halbes Duzend Äpfel in der Tasche zum Onkel in den Trockensaal schlüpfen konnten. Wie schön war es, da zu sitzen in der molligen Wärme, in dem bleichen Winterlicht, das durch die grünlich schimmernden, vom heißen Dunst dick angelautenen Scheiben drang, wenn der Wintersturm draußen um die Ecke schnob und den körnigen Schnee an die Fenster warf. Wenn wir dem Onkel bei der Arbeit halfen, dann erzählte er uns wundervolle Geschichten von den alten Raubrittern auf ihren Schlössern und Burgen ringsum, deren Ruinen ja heute noch auf den Bergen zu sehen sind, von Richard Löwenherz, wie er auf dem Trifels gefangen saß, und von seinem getreuen Sänger Blondel; von den Spangenbergern und Erfensteinern und ihren erbitterten Fehden, von großen und finstern Wäldern, in denen Wölfe und Bären gehaust, von Räubern und Schnapphähnen, die in den Hohlwegen die reisenden Kaufleute überfielen und ihnen ihre kostbaren Waren abnahmen. Und wir lauschten mit angehaltenem Atem und eine Gänsehaut um die andere lief uns über den Rücken.

Manchmal des Abends oder auch an Sonntagnachmittagen nahm auch Gottfried, unser Knecht, an diesen Sitzungen teil. Er war schon 25 Jahre im Haus und schon so eine Art Inventarstück geworden. Tag und Nacht war er unterwegs mit dem Fuhrwerk und „seine Gäul“, wie er sie nannte, um auf hochbepacktem Wagen die fertigen Waren an die Besteller abzuliefern und wieder neue Rohstoffe zurück ins Haus zu bringen. Unzählige Male hatte er so schon den Weg gemacht in die ferner liegenden pfälzischen Städte, nach Landau, Neustadt, Germersheim, nach Pirmasens, ja manchmal bis nach Zweibrücken. Manches Abenteuer hatte er schon erlebt auf seinen Fahrten, und alle möglichen Sorten von Spuk und Gespenstern waren ihm schon begegnet. Auch einen soliden Rausch brachte er hie und da mit heim, doch das schadete weiter nichts, denn die Gäul fanden ihren Weg auch ohne Führung, und dazumal ging es noch ein wenig gemüthlicher zu auf den Landstraßen als wie heute. Aber sein ganz besonderes Interesse erweckten Ankels lebendige Schilderungen von den Ueberfällen der reisenden Kaufleute durch Schnapphähne und Wegelagerer. „Dunnerweschtrig“, konnte er da in seinem unverfälschten Pfälzer Deutsch ausrufen, „so enner hett mer solle in de Weg kumme — denn hett ich gezeechelt, dem hett ich de Rädle uff de Kopp g'schlage, daß em Höre un Sehne vegange wär . . .“ Darauf spuckte er grimmig aus und tat ein paar kräftige Züge aus seiner Gipspfeife, um sein Gemüt wieder zu beruhigen.

Manchmal ergriff er dann das Wort und fing an zu erzählen von seinen Erlebnissen auf den nächtlichen Fahrten; zuletzt kam er noch auf den Feldzug Anno siebzig zu sprechen, den er als tapferer Landwehrmann mitgemacht hatte von Anfang bis zu Ende, und was er da erzählte, das war uns mindestens gerade so interessant wie Ankels Geschichten aus grauer Abnenzeit.

Es gab noch andere Bewunderer von Ankels ausgezeichnete Vortragskunst, das waren die Dorfbewohner. Zeigte er sich einmal an

einem Sonntagnachmittag in einer Wirtschaft, um einen Schoppen zu trinken, was eigentlich nicht oft vorkam, so verbreitete sich dies mit Blitzesschnelle in der Nachbarschaft.

„De Unkel vezeht“ — hieß es, und im Nu füllte sich die Wirtsstube mit Gästen und eine kleine Gemeinde war um ihn versammelt, erwartungsvoll die Ohren spitzend und fürchterlich aus ihren Pfeifen qualmend, daß man die ganze Gesellschaft nur noch durch einen dicken Nebel sehen konnte. Das waren für Unkel herrliche Stunden. Da konnte er seiner Phantasie freien Lauf lassen und alle Register ziehen auf seiner „Gefühlsorgel“. Zuerst gab er seine eigenen Erlebnisse zum Besten, dann erzählte er von den großen Kriegen und Helden früherer Zeit; hie und da flocht er eine Ballade oder ein Heldengedicht mit ein, das er mit einem Pathos vortrug, daß er selbst ganz berauscht war von seinen Worten. Lautlose Stille herrschte da im Kreise wie in einer Kirche. Wenn er dann wieder seinen Humor spielen ließ und Anekdoten und Witze erzählte, da kam Leben und Bewegung in die Gesellschaft; fing er aber zum Schluß noch an, die Gedichte unseres ausgezeichneten Pfälzer Heimdichters Woll vorzutragen, das köstliche Gedicht vom Auerhahn oder wie der Meyer beim Sultan war und seinem lokalpatriotischen Empfinden Ausdruck verlieh mit den Worten:

„So Sauerkraut un Kewerknöpp
Un Schweineknochel frische —
Ihr Derke, jo, ihr arme Tröpp,
Bei so was kann mer wische.
Bei uns deheem hot jedes Ei
Zum wenigste zwee Dotter!
Doch in de rauliche Derkei
Werd em de Mage lotter — — “

dann war des Lachens und Jubelns kein Ende und sie ließen den Unkel hochleben und er mußte mit jedem anstoßen und mittrinken, und es war eine Fröhlichkeit und ein Vergnügen wie „an de Kerwe“. Das waren dem Unkel Stunden höchsten Genusses.

Aber ein übles Nachspiel hatten diese Vorträge. Er unterlag meistens seiner alten Schwäche und der Alkoholteufel gewann wieder Macht über ihn. Er versäumte seine Arbeit, kam tagelang nicht zum Essen nachhause und Mutter hatte hinterher ihre liebe Not mit ihm, bis sie ihn wieder im Gleis hatte. Er versprach es ihr stets heilig und teuer, nicht mehr diesem Teufel zu verfallen, was er auch monatelang getreulich hielt, bis er bei irgend einer Gelegenheit wieder schwach wurde. Er mußte es auch jedesmal schwer büßen, denn war bei normalem Befinden das Zittern seiner Hände nur wenig bemerkbar, so wurde es nach diesem Zustand so stark, daß er nichts mit den Händen erfassen und festhalten konnte, so flogen sie hin und her.

Die Kaffeeliesel

Noch ein originelles Wesen lebte im Haus, das war die Kaffeeliesel. Sie war ein altes dürres Weiblein mit einem Gesichte wie die Hexe im Märchen. Rotumränderte runde Vogelaugen, eine Hakennase, ein vollständig zahnloser Mund, der so eingesunken war, daß sich das vorspringende Kinn und die Nasenspitze fast berührten. Auf den dünnen, grauen Haaren, die ihr in etwas verwirrten Strähnen in die Stirn hingen, trug sie eine weiße Pflöckekappe und darüber noch eine Haube aus gezogener schwarzer Seide, die schon überall kleine Löcher und Risse aufwies, aber noch „von verschwun-

dener Pracht“ zeugte. Sie lebte in dürftigen Verhältnissen zusammen mit ihrer Schwester Juliane in einer kleinen Mansardenwohnung in der eine halbe Stunde von der Mühle entfernten Stadt und machte jeden Morgen und jeden Abend den Weg, im Sommer wie im Winter, bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm, Eis und Schnee, um sich die paar Groschen zu ihrem Lebensunterhalt zu verdienen. Dabei lebte sie fast ausschließlich von Kaffee, einer dünnen Zichorienbrühe, die sie daheim zubereitete und, zur Hälfte mit Milch vermischt, in einer Kanne mitbrachte, um sie auf dem Ofen oder Herd zu wärmen. Davon trank sie am Morgen, zum zweiten Frühstück um neun Uhr, um vier Uhr des Nachmittags und abends. Dazu aß sie Weißbrot, das sie in den Kaffee einbrockte, und sie hätte diesen Kaffee auch noch am Mittag getrunken, wenn ihr nicht Mutter jeden Mittag einen tüchtigen Teller voll handfester Kost auf ihren Fensterplatz gestellt hätte, was sie dann mit großem Vergnügen zu sich nahm. Etwas hatte sie mit dem Onkel gemein, das war das beständige Zittern und Wackeln mit dem Kopf und den Händen, und es war für Fremde ein etwas komischer Anblick, wenn die zwei beisammen standen oder sich gegenüber saßen und unaufhörlich bedächtig die Köpfe schüttelten; die Hausbewohner waren schon so daran gewöhnt, daß es ihnen gar nicht mehr auffiel. Mit der Tiesel lebte der Onkel in steter lustiger Fehde und sie mußte sich viel von ihm gefallen lassen. Aber sie hatte ein friedfertiges Gemüt und war rasch wieder zum Verzeihen geneigt, denn sie war sehr fromm und suchte sich durch fleißiges Beten und regelmäßigen Kirchenbesuch eine Anwartschaft auf ein gutes Plätzchen im Himmel zu verschaffen. Von Anfang suchte sie Onkel auch zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu bekehren, aber bald sah sie ein, daß bei seinem in Gottlosigkeit verhärteten Gemüt alle Bekehrungsversuche scheiterten, und sie ertrug seine Bosheiten mit stiller Resignation in dem Gedanken: „Besser Unrecht leiden als Unrecht tun.“ Und wie ärgerte, foppte und quälte er sie immer. Es war ihm dies einfach ein Lebensbedürfnis, seine Umgebung zu foppen und zu „uzen“ — wie der Pfälzer sagt. Und da die andern es sich nicht gefallen ließen, so hielt er sich an der Tiesel schadlos.

Wenn Vater erzählte

Vor unserem Vater hatten wir einen heiligen Respekt, der manchmal an Scheu grenzte, und er war uns lange nicht so vertraut wie die Mutter. Das kam daher, weil er stets sehr mit anderen Dingen beschäftigt war und uns Kindern für gewöhnlich nicht viel Beachtung schenkte. Und will man die Zuneigung und das Vertrauen des Kindes gewinnen, so muß man sich in seinen Interessenkreis hineinfühlen können, seinen Spielen und Beschäftigungen Teilnahme entgegenbringen und ihm folgen in das Reich seiner Träume und Phantasien. Aber wenn Vater auch im allgemeinen nicht viel Zeit für uns übrig hatte, manchmal geschah es doch, daß er unsern Seelen ein Fest bereitere, wie wir es uns schöner nicht wünschen konnten und das mir heute noch unvergeßlich ist.

Wenn an trüben Regensonntagen im Herbst oder auch im Winter der Sturm in den Tannen oben am Wald sein eintönig Lied sang und der Regen oder der Schnee an die Fenster schlug, da hieß es plötzlich: „Vater erzählt.“ — Das war ein Zauberwort, das uns aus den hintersten Winkeln auf den Plan rief. Der Onkel erschien, und auch der Gottfried, der irgendwo in einer warmen Ofenecke seinen Sonntagnachmittag „verdusselt“ hatte, kam mit seiner unvermeidlichen Pfeife, die er aber respektvoll in die Tasche steckte, denn im Familienzimmer traute er sich

doch nicht, seinen „Pälzer Duwaß“ zu rauchen. Und da saßen wir dann, um Vater geschart, in der früh hereinbrechenden Dämmerung, während das Feuer im Ofen lustig brummte und knisternde Funken warf.

Führte uns sonst Unkels Phantasie in die etwas rauhe Romantik des Mittelalters, so geleiteten uns Vaters Geschichten in das Reich der zarten Elfen, der Zwerge und Kobolde; zu den mächtigen Königen und Herrschern, die in goldenen Schlössern wohnten, in das Märchenreich der verzauberten Prinzen, der grimmigen Drachen, die in furchtbaren Höhlen hausten, und der flugen, listigen Schlangen, die sprechen konnten wie die Menschen, die Augen hatten von blitzenden Smaragden und auf dem Kopf ein Krönchen trugen von eitel Gold, besetzt mit schimmernden Edelsteinen.

Und wie konnte der Vater erzählen! Unvergeßlich ist mir der überwältigende Eindruck, den diese Märchen auf mein empfängliches Gemüt machten. Vater erzählte mit jenem wunderbar beredten Ausdruck, der den Gestalten seiner Erzählungen heiß pulsierendes Leben verlieh. Das lebte und bewegte sich, das lachte und weinte, raunte und flüsterte — man meinte, man hörte das Feuer knistern, die Bäume rauschen, die Pferde traben. All die herrlichen Märchenschöpfungen von Bechstein, Grimm und Andersen, sie zogen an unserem geistigen Auge vorüber und schlugen unsere Seelen in einen zwingenden Bann, so daß wir uns am Schluß nur schwer wieder in die Wirklichkeit zurückfinden konnten. Dies waren für uns alle, die zuhören durften, Stunden des reinsten Genusses.

Der „Summerdag“ vor 50 Jahren im Annweilerer Tal

Ein Frühlingstag im März, voll Sonnenglanz und lachendem, jubelndem Leben. In zarter, lichter Bläue spannt sich der Himmel über das Tal. Finken- und all die mannigfachen jubelnden Vogelstimmen erfüllen die Luft und vereinigen sich zu einer einzigen Dankeshymne zu Ehren des wiederkehrenden Frühlings nach langem, bangem Winter-schweigen.

Noch stehen die Wälder in dunklem, ernstem Grün und Braun, denn die wilden Kirschbäume, die das um diese Zeit noch eintönige Landschaftsbild mit ihrem Blütenschnee so wunderbar verschönen, halten ihre zarten Blütenknospen noch sorglich in ihrer schützenden Hülle versteckt. Wie eine Decke von grünem Samt breiten sich die Wiesen im Tal, von zahllosen kleinen blitzenden Wasserläufen wie mit einem silbernen Netz überzogen. Ein kräftiger Erdgeruch von frisch umgebrochenem Gartenland, vermischt mit dem eigentümlich scharfen Geruch des Buchsbaums, erfüllt die Luft, dazu gesellt sich der süße Duft der Veilchen, die zahllos blühen auf den Beeten, an der alten Gartenmauer, an Wegen und Rainen. — Ein feiner Dunstschleier, wie aus Goldglanz gewoben, liegt über den drei Burgen, sie ganz verhüllend, nur der viereckige Turm der alten Reichsfeste ragt aus dem glänzenden Gewoge empor. — — —

„Der Nebel fällt,“ sagt Unkel, der Wetterkundige, der seinen Morgen-spaziergang macht, „es gibt einen schönen Tag.“

Mit lautem Jubelschreien jubeln wir unsere Freude hinaus in den taufrischen Morgen. Es war ja heute „Summerdag“, das erste Fest, das uns der junge Frühling brachte. Heute wird, nach altem Volksbrauch, der Winter und der Sommer miteinander um die Herrschaft streiten — wer wird Sieger bleiben?

Schon früh waren wir aus den Federn und liefen in den taufeuchten Wiesen umher, Blumen zu suchen für unsere Sommersteden. Bawett wird zwar schelten über unsere nassen Schuhe, die allen Glanz eingeblüßt

hatten; doch was schadet das — hatten wir doch ganze Schürzen voll Gänseblümchen, Veilchen, Kuckucksblumen und Hasenpfoten gesammelt, und nun sahen wir in der Gartenlaube bei Gertrud, die unsere Sommerstecken schmückte. Es waren dies glatte weiße Stäbe, ein langer Längsstab und ein kurzer Querstab, in Kreuzesform übereinander befestigt; der Längsstab mit schmalen farbigen Papierstreifen umringelt. An die drei Spitzen band Gertrud je ein Sträußchen von Veilchen und Primeln, mit einigen Buchszweiglein vermischt; darunter wurde die frischgebackene Sommertagsbrezel befestigt und mit leuchtend bunten seidnen, lang herabhängenden Bändern umschlungen. Von den übrigen Blumen wanden wir uns Sträußchen und Kränze, dann trugen wir, schön geschmückt, unsere Sommerstecken stolz im Garten und auf den Wiesen spazieren und freuten uns, wenn die langen Bänder lustig im Winde flatterten. Am Nachmittag kam dann das große Ereignis des Tages.

In langem Zuge kam die Dorfjugend den Mühlweg herauf, voran zwei grotesk aussehende Gestalten mit langsamen feierlichen Schritten; die eine ganz in Stroh, die andere in grünen Ginster (Primme) eingebunden. Auf dem Kopf trug jede einen langen Kohlstumpf, der noch ein Büschel Blätter an der Spitze hatte, und lange Schwänze aus Stroh gedreht, erhöhten noch das Groteske ihrer Erscheinung; es war der Sommer und der Winter. Ein jeder trug eine lange Haselrute in der Hand, mit denen sie die Zudringlichkeiten abwehrten und sich den Weg frei hielten, denn sehen konnten sie nichts, weil auch das Gesicht verdeckt war, und sie mußten geführt werden. Sie hatten zuerst das ganze Dorf durchschritten, und nun kamen sie in die Mühle herüber, um hier den Kampf zum Austrag zu bringen. Sämtliche Bewohner des Hauses, Vater und Mutter, Gesellen und Gesinde, standen mit uns Kindern auf der Galerie, um dem Schauspiel zuzusehen. Zuerst führten sie einen Tanz auf, was bei den steifen, unbeholfenen Bewegungen äußerst drollig aussah. Plötzlich ging der Tanz in eine Rauferei über; sie packten sich gegenseitig und begannen miteinander zu ringen. Da beide gleich stark waren, blieb es anfangs eine Weile unentschieden. Große Büschel Stroh und Ginster flogen umher, das sie sich gegenseitig herunterrissen, und nun kamen auch zwei rote, erhitzte Bubengesichter zum Vorschein. Nun suchte der Sommer den Winter in die Knie zu zwingen, aber dieser wehrte sich heftig, und es gelang ihm schließlich, den Sommer zu Boden zu werfen; jetzt rangen sie am Boden miteinander, einmal war der Winter oben, dann wieder der Sommer — so wälzten sie sich im Sand umher, die Gesichter glühten vor Eifer und Kampfeslust, und die Spannung der Zuschauer war aufs höchste gestiegen. Eine Zeitlang glaubte man, daß der Winter die Oberhand behalte, aber nun nahm der Sommer nochmals alle Kräfte zusammen, und unter dem lauten Jubel der Zuschauer hatte er den Gegner nun doch endgültig bezwungen. Großer Beifall belohnte die Kämpfenden und unter Lachen und Lärmen zog die ganze Schar wieder ab, nachdem die Begleiter das herumgestreute Stroh und den Ginster sorgsam wieder zusammengesucht hatten.

Eine Weile später kamen sie mit dem Sommerbaum, einer schön gewachsenen jungen Kiefer, mit geradem Stamm und runder voller Krone, über und über mit bunten schmalen Papierstreifen behängt, die wie kleine Fähnlein im Winde flatterten. Ein Bub trug den Sommerbaum und zwei Kameraden einen Korb, in den sie Eier sammelten. Von Haus zu Haus zogen sie mit ihrem Baum und fangen dazu ihr Sprüchlein:

„Hi, ha, ho,
Der Summerda isch do —
Stäb aus — Stäb aus —
Dem Winter gehn die Aeäge aus —
Mit Spieße un mit Stange;
Sunneshai(n) — Kühler Wei(n),
Jetzt wolle mer luschtig sei(n)!
Heut üwere Jahr
Do sein wir wieder do,
Wenn wir noch nit gschtorwe sin.“

Nachdem sie ihre Eier und auch andere Geschenke erhalten hatten, fangen sie:

„Wir danken für die Eier,
Ja hundertmal dafür,
Gott geb euch Glück und Segen
Und schenk euch gute Zeit!“

Zur Winterszeit

Mich dünkt, es wären die Winter in der Pfalz früher strenger und schneereicher gewesen als heutzutage; denn da lag wochenlang die ganze Landschaft im Schnee vergraben, und die Bäche und kleineren Wasserläufe waren dick zugefroren.

Schon bald nach Martini stellte sich der Winter ein; er kam ganz leise über Nacht, und wenn man aufwachte, da lag das Tal in blendendem Weiß vor uns. Was gestern noch braun und grau und schmutzig war, hatte sich über Nacht eine Decke von makelloser Reinheit übergezogen, auf den hohen Torsteinen am Hof lag es wie weiche mollige Kissen und am Gartenzaun hatte jede Latte ein kleines Käppchen auf. Dick verschneit stand auch schon der Wald, und noch immer sanken Flocken so groß wie Nüsse unaufhörlich vom bleigrauen Himmel herab, die ganze Gegend in graue Dämmerung hüllend.

„Wir schneien ein,“ sagte der Onkel, und er schloß sorgfältig alle Läden und Lücken auf den Speichern, damit der Schnee nicht eindringen konnte.

Vater ging dann verdrießlich umher; ihm kam der Schnee nicht gelegen, er hatte lieber trockenen Wind, wenn er pustend und schraubend durch die offenen Lücken blies und die Ware in kurzer Zeit trocken war. Aber uns Kindern kam er recht, der Schnee; uns war er hochwillkommen, je mehr, je besser. Da gab es lustige Schlittensfahrten, Schneeballwerfen und sonstige Wintervergnügen.

Wo gabs noch einen schöneren Platz, mit dem „Eiskärrchel“ zu fahren, als auf dem sanft geschwungenen Buckel von Engelhardts Ufer? Hurrah! gingas dahinunter in lustiger Fahrt, eines hinter dem andern, Buben und Mädels, bis hinunter ins „Schullehrers Gärtl“, und noch weiter über die verschneite Straße hinaus bis in die Wiesen hinein. Das war ein Jauchzen und Jubeln, ein Schreien und Kraackeln, bis die frühe Dämmerung hereinbrach, und wir mit blauroten Backen und Nasen und ganz verflommenen Händen heimwärts zogen, um uns am warmen Ofen wieder aufzutauen.

Es schneite lustig weiter, und der Schnee türmte sich so hoch auf, daß die Arbeiter, die im Dorf wohnten, am Morgen Bahn schaufeln mußten, um in die Mühle zu gelangen.

Der Bahnschlitten, der in seinem Schuppen auf dem Holzhof das ganze Jahr über ein beschauliches Dasein führte, wurde hervorgeholt, und mit vier, manchmal mit sechs Pferden bespannt, trat er seine Fahrt an, um die Wege zu bahnen; alles, was unterwegs war, durfte mitfahren, Buben und Mädels, Männlein und Weiblein, Greise und Kinder, je größer die Belastung, desto besser die Bahn. Das war eine lustige Fahrt durch die Dörfer mit Schellengeklingel und Peitschenknallen.

Weil wir aber da nicht mitfahren durften, so quälten wir die Mutter so lange mit Bitten, der Gottfried möge uns in unserem Schlitten fahren, bis sie es uns versprach.

Als dann die Bahn schön glatt war, wurde der große grüne Familienschlitten mit der schwarzpolierten Eichel vorn auf den hochgebogenen Läufen, zurecht gemacht, das Schlittengeläute mit den Federbüscheln den Füchsen angelegt, diese davor gespannt und dann fuhren wir, wohlverpakt in warmen Decken, der Gottfried auf dem Bock, in flottem Trab den Mühlweg runter, und rechts ab auf der glatten Straße in die stillen Waldtäler des Wasgau, durch die im tiefsten Winterschweigen versunkene Landschaft.

Wie ein Märchen dünkte uns diese Fahrt den dick verschneiten Wald entlang, die tiefe feierliche Stille nur unterbrochen von dem melodischen Klingen der Schlittenglocken.

Einmal fuhr ein Häschen aus seinem Lager am Straßengraben, wo es sich in der Sonne wärmte; es sprang eine kleine Weile mit dem Schlitten um die Wette nebenher, bis es eine Stelle fand, wo es in den Wald entkommen konnte. Ganze Scharen hungriger Raben flogen laut krächzend über unsere Köpfe und einmal sprang auch ein Rudel Rehe, die auf den Waldwiesen nach Nahrung suchten, in eiliger Flucht quer über die Straße, um schleunigst im Walde wieder zu verschwinden. Dann ging es mit lustigem Peitschenknallen durch abgelegene verträumte, ganz in Schnee vergrabene Dörfer, wo auf der Straße spielende Buben uns Schneebällen in den Schlitten warfen, und hinter den beschlagenen Fensterscheiben verwunderte Gesichter auftauchten, schauend, wer denn die im Winterschlaf versunkenen Bewohner störte. Aber kaum gesehen, waren wir schon wieder weit draußen ihren Blicken entschwunden. Als wir nach einer großen Rundfahrt wieder daheim ankamen, froh erregt von der wundervollen Fahrt, aber auch ganz durchgefroren, da schlüpfen wir zuerst zum „Ankel“ in den Trockensaal, um in der molligen Wärme unsere erstarrten Gliedmaßen wieder aufzutauen, und ihm unsere Erlebnisse zu erzählen.

Auf den tiefen Schnee folgte harter Frost, und die Queich führte Grundeis. Große Schollen kamen den Bach herabgeschwommen und stauten sich im Wasserbau am „Rechen“. Da hatte der „Hanjakob“, der Mühlbereiter, vollauf zu tun, die sich türmenden Eisschollen mit dem großen eisernen Rechen herauszuziehen, und durch den mit Steinplatten belegten „Wassergang“ hinaus in die Queich zu „bugstieren“, wo sie, ohne Schaden zu stiften, weiter schwimmen konnten.

In solchen Tagen hatten die Tiere des Waldes und unsere lustigen Sänger in Wald und Feld schwere Zeit. Oben auf den Terrassenwiesen, nahe dem Walde und unten im Garten hatten wir Futterplätze für die armen Hungernden angelegt, und sie kamen in großen Scharen, alle, die den Winter über in der deutschen Heimat verblieben waren: Goldammern, Meisen, Schwarzamseln, die kleinen zierlichen Blaumeisen und die frechen Spatzen, und sie waren alle so zutraulich, daß sie bis in die offenen Fenster kamen. Nur die Raben waren scheu; sie suchten nur die entferntesten Futterplätze auf und wagten sich nicht in die Nähe des Hauses.

Auch die Füchse und Marder kamen des Nachts bei hohem Schnee aus dem nahen Walde herunter bis in den Hof, und man mußte fest die Ställe verschließen und verwahren, wo Hühner und Gänse hausten. Und doch kam es einmal vor, daß der Marder in den Hühnerstall kam; durch einen schmalen Spalt hatte er seinen geschmeidigen Körper gepreßt, und obwohl wir gleich auf das mörderische Geschrei des Hühnervolkes hin zu Hilfe eilten, hatte dieser gefährliche Räuber doch in der kurzen Zeit einem Dutzend unserer besten Leghühner den Garaus gemacht; er hatte ihnen die Kehle durchbissen und das Blut ausgesaugt; danach war er wieder entwischt. Aber sein Schicksal erfüllte sich doch. Der Schuhmacher im Dorf, der eine besondere Fertigkeit besaß, dieses Raubzeug in Fallen zu fangen, wurde benachrichtigt. Er stellte gleich eine Falle auf den Heuspeicher, da wo der Marder seinen Schlupf hatte. Lange blieb die Falle leer; aber in einer hellen Mondnacht ging ein furchtbares Geschrei los, wie wenn sich ein ganzes Dutzend Katzen in den Haaren lägen. Das ganze Haus wurde rebellisch und als man nachschaute, hing eine lange Gestalt an der äußeren Scheunenwand bis fast auf die Erde herunter. Es war der Marder, der mit einem Fuß in der Falle hing, diese weitergeschleift hatte, und mit ihr flüchten wollte; zum Glück war die Falle mit einer langen starken Kette um den Balken befestigt. Alles freute sich, am meisten der Schuhmacher, denn der kostbare Pelz — es war ein wahres Prachtstück — brachte ihm ein schönes Geld ein.

Bei solch langanhaltender großer Kälte tauchte auch immer wieder, wie fast jedesmal im Winter, die Schauermär auf von Wölfen, die man hier und dort gesehen haben wollte. Sie sollten von Frankreich herübergekommen sein nach den Vogesen und sich bis in unsere Wälder verirrt haben. Immer wieder ging das Gerücht, daß da und dort einer gesehen wurde, und ganze Streifzüge wurden veranstaltet. Eine Panik hatte sich der Leute bemächtigt, und sah eins von weitem einen Hund, so nahm es schleunigst Reißaus. Unser guter alter Sultan, der im Düstern einem Wolf ziemlich ähnlich sah, durfte nicht mehr von der Kette, weil Vater fürchtete, er könnte einmal von einem rabiaten Wolfschützen zur Strecke gebracht werden. Der Gottfried wenn er nach Pirmasens fuhr, hatte ein ganzes Waffenlager bei seinen Pappdeckeln verstaubt; neben einem dicken hanebüchernen Prügel noch ein scharf geschliffenes Seitengewehr von anno 70 und außerdem noch ein Schießgewehr, das dem Onkel gehörte und aus der Zeit stammte, wo er eine Zeitlang Bürgergardist gewesen war. Es war aber nicht geladen, denn Onkel meinte, das würde doch nichts nützen, denn um das Gewehr abzuschließen, müsse man zu zweit sein; einer, der mit beiden Händen aus Leibeskräften auf den Hahn drückt, und einer, der vorn in den Lauf guckt, ob die Kugel bald kommt. Das war natürlich wieder so ein Onkelwitz, aber der Gottfried meinte: „Gewehr isch Gewehr“ — und der Wolf hätte doch mehr Respekt vor dem Schießprügel als vor einem gewöhnlichen Stecken; schließlich könnte man es ja auch rundrehen, und ihm den Kolben auf den Schädel schlagen. Und er nahm es mit, weil es ihm doch ein gewisses Gefühl der Sicherheit gab. Als er wieder am andern Tag zurückkam, war unsere erste Frage nach dem Wolf. Er hatte keinen gesehen — nur dem „Schnockemüller“ sein Hund war am Wagen in die Höhe gesprungen, weil er wußte, daß er immer Wursthäute und Speckschwarten von ihm bekam. —

„Im erschte Aeägeblick hew ich gemeent, 's isch de Wolf“ — sagte er und als wir ihn fragten, ob er keine Angst gehabt hätte, da meinte er entrüstet: „Ich Angscht? Wo ich de ganze Krieg mitgemacht hebb — do hew ich schon annere G'fahre in die Aeäge geguckt!“ —

Von der Zeit an war der Gottfried in unseren Augen auch ein Held. Als der Schnee schmolz und alles wieder grün wurde, da war auch der Wolf verschwunden und kein Mensch dachte mehr an dieses Untier. —

Bei den Großeltern

Nachdem die kleine Elisabeth drei Jahre lang Privatunterricht erhalten hatte, mußte ihre Mutter sich doch entschließen, sich von ihr zu trennen, und sie kam nach A... zu den Großeltern, die dort eine stattliche Färberei besaßen, und wurde das verhätschelte Kind der vielen Tanten und Basen, denn die Verwandtschaft war groß und weitverzweigt und es gehörten ihr viele Glieder an. Doch von ihrer Großmutter wurde sie durchaus nicht verzogen, denn diese war eine kluge, energische Frau, voller Temperament und mit goldenem Humor begabt; dort verlebte sie eine sonnige, glückliche Kindheit.

Von dieser Großmutter erzählt die Familienchronik eine kleine Geschichte aus ihrer Mädchenzeit, die ich nicht unerwähnt lassen möchte. Es war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, eine wilde, bewegte Zeit voller Kriegslärm und Kriegsgetümmel. In ständigen Märschen durchzogen Truppen, Leute aus aller Herren Länder, das Land, und die Bevölkerung hatte viel zu leiden unter der ständigen Wechsellagerung und den recht verwahrlosten rohen Sitten der durchziehenden Soldaten, und wehe der Frau oder dem Mädchen, das schutzlos diesen Gesellen in die Hände fiel.

Eines Abends war Elisabeth, so hieß die Großmutter, die damals ein junges, schönes, forsches Mädchel war, noch spät im Hinterhaus ihres elterlichen Anwesens in einem Magazin beschäftigt, beim Schein eines brennenden Kienspans, der an der Wand steckte. Plötzlich sah sie sich drei Soldaten gegenüber, wüsten Gesellen, die anscheinend auch noch betrunken waren, und die das Hoftürchen unverschlossen gefunden, dem Lichtschein nachgegangen waren und sich nun in der Thür des Magazins, dem einzigen Ausgang aus diesem Raum, postiert hatten. Sie hatte sofort den furchtbaren Ernst der Lage erfaßt, als sie sah, daß die drei der ganz schlimmen Sorte angehörten, und das Herz stand ihr fast still vor Schreck. Sie wußte, daß sie hilflos den verwegenen aussehenden Kerlen in die Hände gegeben war, denn ihre Hilferufe hätte niemand gehört, weil der Raum zu weit vom Vorderhaus entfernt war und sie ihr den einzigen Weg, der sich ihr zur Flucht geboten, abgeschnitten hatten. Schon sah sie die listernen Blicke ihrer Bedränger, die näher an sie herankamen und sie zu umzingeln suchten. „Herrgott, hilf mir —“, betete sie in ihrer Not, „und nimm mich in deinen gnädigen Schutz!“ — Immer näher rückten ihr die widerlichen Kerle auf den Leib, und sich den Kopf zermarternd, wie sie sich helfen könnte, wich sie immer weiter zurück vor ihnen, bis dicht an die Wand. Da fiel ihr Blick auf eine Anzahl kleiner Fäßchen, und wie ein Blitz durchfuhr ein verzweifelter Gedanke ihr Hirn. Mit einem raschen Griff riß sie den brennenden Kienspan aus der Klammer an der Wand, und ihn hochhaltend ließ sie den flackernden Lichtschein über die Fäßchen spielen.

„Hier, das ist Pulver,“ sagte sie mit fester Stimme, „das durchziehende Kolonnen hier stehen lassen; wenn einer von euch noch einen Schritt näher tut, so werfe ich den Feuerbrand hinein und wir fliegen alle in die Luft!“

Dabei brachte sie den funkensprühenden Span in bedenkliche Nähe der Fäßchen. Zuerst stand die Bande sprachlos und schaute mit stieren Blicken auf die Fäßchen, die in dem trüben, flackernden Licht des Kienspans

— eine ganze Reihe — an der Wand sichtbar wurden. Dann sprangen sie mit gräßlichen Flüchen und Verwünschungen zurück und tockelten in den Hof hinaus, einer den anderen mit sich reißend, und von da auf die Straße. Eine Weile wartete sie, bis sie das Türchen zufallen hörte, dann, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß die Luft rein war, schlich sie sich über den Hof und verschloß und verriegelte zuerst das Hofstürchen. Dann lehnte sie mit zitternden Gliedern an der Wand und ihre Hände falteten sich zu einem Dankgebet für die glückliche Errettung aus ihrer Not.

In den Säfchen war kein Pulver gewesen, sondern Indigo, der blaue Farbstoff, den die Färber damals viel verwendeten.

*

Die Studenten

Der Auszug der Heidelberger Studenten aus Neustadt

Ein heiteres Geschichtchen aus Mutters Jugendtagen will ich hiev einschalten.

Im dritten Stock des Hauses bei ihren Großeltern lebte ein Fräulein, Jungfer Rosine Flaymeier. Es war die Tochter einer alten Freundin der Großmutter, und da ihre Eltern gestorben waren und sie ganz allein stand, hatte sie hier ein Heim gefunden.

Sie bewohnte das freundliche Erkerstübchen im dritten Stock, nebst einem Alkoven, und verdiente sich ihren Unterhalt mit Filetstricken, Spitzenklöppeln und sonstigen feinen Nadelarbeiten, worin sie eine große Kunstfertigkeit besaß. Sie war ein ältliches, verblühtes Fräulein, mit blauen Augen und einem runzligen Gesichtchen, so ein richtiges Altjüngferchen. Die Haare trug sie nach der damaligen Mode glatt gescheitelt, mit lang herabfallenden Korkzieherlocken über den Ohren; im übrigen ging sie immer sehr adrett gekleidet. Sie mochte ja vielleicht in ihrer Jugend eine recht saftige, frische Weinbeere gewesen sein, aber nun war sie ganz zu einer Rosine eingetrocknet und führte ihren Namen mit Recht. Aber sie war eine gute Seele, etwas gefühlvoll und zimperlich, doch war sie im Hause und in der Stadt wohl gelitten.

Besonders der Nachbar, Meister Fideisen, der Häfner, ein Witwer in den besten Jahren, der ein schönes Geschäft besaß und noch ein recht ansehnlicher Mann war, brachte ihr seine zarten Huldigungen dar, und sie wurde viel mit ihm geneckt, was sie sich auch gern gefallen ließ. Bis ein unvorhergesehenes Ereignis das gute Rosinchen ganz aus dem Gleichgewicht brachte.

Es begab sich, daß eines Tages die Studenten der Universität H. mit ihren Professoren in Streit gerieten; da keine Einigung erzielt werden konnte, beschloßen sie zu streiken; und es geschah, daß der größte Teil die Universitätsstadt verließ und mit Sack und Pack, mit fliegenden Fahnen, zu Fuß und zu Wagen, eine eigene Musikkapelle an der Spitze, von den Korpsdienern und Korpskunden begleitet, in feierlichem Zug in dem fröhlichen Weinstädtchen N... einzog zu längerem Aufenthalt, und soweit sie in den vorhandenen Gasthäusern nicht unterkommen konnten, in den Bürgerhäusern Quartier bezogen.

Es war eine lebensfrohe, übermütige Gesellschaft, junge, schöne, stattliche Leute, daß den guten N... er Bürgern, besonders dem weiblichen Teil, bei ihrem Anblick das Herz im Leibe lachte.

Die Großeltern meiner Mutter hatten auch einen Logiergast, einen ostpreussischen Baron, schwer reich und Besitzer großer Güter. Er hatte sich

gleich mit der Großmutter angefreundet, denn er war auch ein „fideles Haus“ und fühlte sich bald wie daheim im Hause.

Nun fing ein Leben an, wie man es in dem sonst ruhigen Städtchen noch nicht gesehen. Die Herren Studenten waren meist sehr begüterte Leute mit einem reichen Monastwechsel, und für die Wirtschaften und anderen Geschäfte brach ein goldenes Zeitalter an. Aber auch für die jungen Töchter der Stadt. Manch ein bewundernder Blick aus schönen Augen folgte den jungen Musensöhnen, wenn sie im schwarzen Samtschnürröck, die bunte Mütze fest auf dem Ohr, sporenklirrend durch die Straßen schritten, und noch nie hatten die N...er Schönen ihre Rosen, Nelken und Rosmarinstöcke an den Erkern und auf den übrigen Fensterbrettern so eifrig begossen und so sorgfältig gepflegt wie in dieser Zeit!

Ein Fest reihte sich an das andere — es gab Landpartien zu Fuß und zu Wagen in die herrliche Umgebung der Stadt, und abends Bälle und Tanzkränzchen. Die Mütter waren nur immer wie Glückhennen hinter ihren Töchtern her, denn man konnte doch nicht gut die zwei behüteten, sitzsam erzogenen jungen Töchter mit dieser ausgelassenen Schar junger Leute allein ziehen lassen. Alle alten Jungfern, Basen und Tanten der Stadt, die schon längst einen dicken Strich unter ihre Jugendzeit gemacht hatten, kamen wieder zu Ehren, als sogenannte „Anstandsdamen“, und ihre alten Herzen wurden wieder jung und feurig bei all dieser Lust und Freude.

Nur die würdigen Hausväter daheim brummelten heimlich über diese tolle Wirtschaft. Die ganze Hausordnung war auf den Kopf gestellt; das Essen kam nie mehr pünktlich auf den Tisch, und wenn es endlich kam, dann war die Suppe versalzen und der Braten angebrannt — was Wunder? Denn die Frauenleute taten ja fast nichts mehr als den ganzen Tag an den Fenstern liegen und nach den Studios gaffen!

Und wie oft wurde man aus der Ruhe gestört bei nachtschlafender Zeit, wenn das junge Volk laut singend und gröhrend heimwärts zog — ja ja — es hat alles Ding seine zwei Seiten.

Jungfer Rosinchen verlebte in diesen Tagen die schönste Zeit ihres Lebens. Wenn der schöne stolze Herr Baron auf seine Zimmer ging, so mußte er immer bei ihrer Thür vorbei — und da der Juni heuer recht warm machte, da konnte man doch nicht immer bei verschlossenen Türen sitzen. Und wie oft geschah es, daß sie ihm zufällig auf dem Gang oder der Treppe begegnete, wenn er sie da ansah mit seinen feurigen Augen und ihr freundlich „Guten Morgen“ wünschte, da war das gute Rosinchen im siebenten Himmel, und sie meinte, noch nie hätten ihre Rosen auf den Fensterbrettern so schön geblüht, noch nie wäre der Himmel so strahlend blau und die Welt so schön gewesen wie gerade in diesem Junimond! —

Eines schönen Tages veranstalteten die Herren Studenten unter sich einen Bierabend in dem weiten Hof der Großeltern, und das ganze Korps hatte sich da zusammengefunden. Es wurden lange Tische und Bänke aufgeschlagen und ein Faß Bier aufgelegt; sie waren vollzählig erschienen mit ihren langen Pfeifen, begleitet von ihren Hunden, zu einer gemüthlichen Kneiperei. Nun fehlte es aber noch an einigen Trinkgeschirren und man suchte das ganze Haus ab nach geeigneten Gefäßen. Auch der junge Baron war nochmals in sein Zimmer hinaufgestiegen, um dort Umschau zu halten.

Nun muß ich etwas einschalten und einige Wochen zurückgreifen.

Jungfer Rosinchen hatte sich vor einiger Zeit zu Meister Fideisen begeben, um sich ein neues Geschirr zu erstehen, eins von jener Sorte, die man tagsüber im verschlossenen Schränkchen aufbewahrt, weil das ihrige etwas brüchig geworden war, bedenkliche Risse zeigte und zu bersten drohte. Meister Fideisen hatte nun gerade von einem durchreisenden Geschäftsfreund

ein solches Geschirr erstanden, ein wahres Prachtstück. Aus feinem weißem Porzellan, mit einem Kränzlein aus roten Rosen umrankt, trug es die sinnigen Worte in zierlich verschnörkelter Schrift: „Gedenke mein!“

Als nun Jungfer Rosinchen ihr Anliegen vorbrachte, da stand es bei Meister Fideisen fest, daß nur sie allein dieses Prachtstücks würdig war, und er überließ es ihr um einen annehmbaren Preis. Da ihr aber das Gefäß zu solch profanem Zweck zu schade war, so stellte sie es vorläufig noch auf eine kleine Etage in ihrem Alkoven neben dem Toilettentisch und benützte es, um ihre Lockenwickel und Puderböschchen, ihre Riechsalzbüschchen und Salbentöpfchen darin aufzubewahren.

Als der Herr Baron in seinem Zimmer vergeblich nach geeigneten Trinkgefäßen gesucht hatte und gerade wieder die Treppe hinunter wollte, fiel sein Blick durch die offenstehende Alkoven Thür auf das rosenbemalte Geschirr — holla! — da hatte er ja gefunden, was er gesucht, und mit welcher Begeisterung würden seine Kameraden dieses originelle Trinkgefäß aufnehmen! Laise klopfte er an die Thür von Fräulein Rosinchen — aber niemand gab Antwort, sie war offenbar nicht anwesend. Kurz entschlossen trat er näher, in das jungfräuliche Schlafgemach, räumte die Lockenwickel und Salbentöpfchen vorsichtig nebenan auf den Tisch und eilte mit seiner Beute vergnügt die Treppe hinab in den Hof. Dort wurde er von den andern eilig umringt und als sie sich den Gegenstand betrachteten, brachen alle in ein brüllendes Lachen aus.

Jungfer Rosinchen stand unterdessen bei der alten Amrei, der Köchin, in der Küche, um sich durch das Küchenfenster das Treiben da draußen anzusehen. Als sie das Lachen der Studenten hörte und plötzlich das rosenbesäumte Gefäß in ihren Händen sah, da fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe.

„Um Gotteswillen, Amrei,“ flehte sie händeringend die Köchin an, „kannst Du es ihnen nicht abnehmen?“

Aber es war schon zu spät. Sie mußte zusehen, wie einer das Geschirr unter den Hahn hielt, und wie es sich mit dem schäumenden Bier füllte bis zum Rand.

Amrei riß das Fenster auf. „Kreiz Gallee, ihr Herre,“ rief sie, „'s war ja schon benutzt!“ Ein schallendes Gelächter war die Antwort, und der Baron hob es in die Höhe und rief übermütig, denn er hatte Jungfer Rosine im Hintergrund wohl bemerkt:

„Kommilitonen — ich trinke auf das Wohl der schönsten und tugendhaftesten Jungfrau der Stadt!“

Weiter sah Fräulein Rosine nichts mehr, denn über und über glühend entfloß sie aus dem Bereich dieser ausgelassenen Gesellschaft in ihr stilles Stübchen.

Lange in die Nacht hinein dauerte das Fest im Hofe und Rosinchen hörte das Singen und Lachen der vergnügten Musensöhne bis in ihre Träume hinein. Am andern Morgen stand das bewußte Geschirr schön sauber vor ihrer Thür, der Henkel mit einem rosenfarbenen Band umwunden, daran war ein Brieflein befestigt, darin stand: „Der ehrsam, tugendreichen Jungfer Flammeyer mit Dank zurück zur weiteren Benützung. Die Studenten.“

Rosinchen wurde rot und blaß vor Freude und stellte es wieder auf seinen Ehrenplatz auf der Etage, den es noch lange Jahre behielt zur Erinnerung an den schönsten Traum ihres Lebens — — —

Aber alles nimmt ein Ende, so auch diese Herrlichkeit. Den Herren Professoren in H. riß der Geduldsfaden und sie schickten eine Abordnung, um zu vermitteln. Es gab langwierige Verhandlungen, und eines Tages

war es so weit, daß die lieben, lustigen Studenten wieder abzogen nach ihrer Mäusenstadt. Zuerst gab es noch einen großen Schlußkommers, wozu das halbe Städtchen geladen war, und dann schlug die Abschiedsstunde. Zu Fuß und zu Wagen, wie sie gekommen, zogen sie wieder aus; mit fliegenden Fahnen, die Musik an der Spitze, die wehmütige Abschiedslieder spielte. Man sah heiße Tränen aus schönen Augen floß da auf die blühenden Blumenstöcke, aus allen Fenstern flatterten weiße Tüchlein, den Scheidenden die letzten Grüße zuwinkend, und viele Bewohner, alte und junge, gaben ihnen das Geleit bis vor die Stadt hinaus. Lange sprach man noch von diesem Ereignis; aber die Hausväter waren im stillen froh, daß sie nun endlich wieder die Herren waren im Hause!

Königlicher Besuch.

Diesen heiteren Geschichten aus Mutters Kindheit folgten dann andere Erlebnisse aus späterer Zeit. Vom alten König Ludwig erzählte sie, von Ludwig I., dem Großvater des späteren unglücklichen Bayernkönigs. Er kam öfter in die Pfalz nach seiner Villa bei Edenkoben, und von dort aus besuchte er die näherliegenden Städte und Dörfer. Da mußten die Bauern „frohen“ und die Wege ausbessern und instand setzen, damit die königliche Kutsche nicht in den tiefen Schlammflöchern stecken blieb; denn damals gab es noch nicht die schönen Straßen wie jetzt und das Reisen war noch etwas umständlicher und mühseliger.

Bei unsern Verwandten auf der „Keschtenmühle“ hielt er auch einmal unerwartet Einklehr. Es war im April und gerade die Zeit des Kartoffelsetzens. Man hatte die Saatkartoffeln aus dem Keller in den Hof getragen, um sie besser verlesen zu können. Da es aber zu regnen anfing, so siedelte man kurzerhand mit den noch vorhandenen Kartoffeln in den großen, geräumigen Hausflur zu ebener Erde. Wie man so mitten drin bei der Arbeit war, sämtliche weiblichen Hausbewohner einschließlich der Tante waren dabei beschäftigt, da kam atemlos und erhitzt ein Bote aus dem nahen Dorf gerannt: „De König kummt zu euch — de Herr Parre hot mich g'schickt, daß ich euch sage soll!“

Wie ein Blitz fuhr das in die friedlich schwatzende Gesellschaft hinein. Die Tante hatte sich zuerst von ihrem Schreck erholt, und mit der Sprache kehrte auch ihre Energie zurück. Schnell erteilte sie ihre Befehle. Ein Dutzend Hände halfen vor allen Dingen die Kartoffeln auflesen und fortschaffen. Dann kamen zwei handfeste Mägde mit Besen, Eimern und Schrubbern. In kurzer Zeit waren die Dielen schneeweiß gefegt, nur mit dem Trocknen haperte es ein bißchen. Aber Tante holte kurz entschlossen einen Teppich herbei und legte ihn auf den Boden, und als der König nach einer halben Stunde erschien, da war alles blitzblank, und die Tante stand in ihrem „Schwarzseidenen“ und in ihrer Staatshaube im Flur und machte dem König einen tadellosen Hofknicks. Er reichte ihr leutselig die Hand, und mit einem Blick auf den noch feuchten Boden des Flurs entschuldigte er sich höflichst, weil er der Hausfrau Schmutz mache.

Das Jahr 1847 war

ein Hungerjahr

Da faulten die Kartoffeln in den Kellern in Massen, und viele Körbe voll wurden bei uns in der Mühle vor das Tor getragen und dort auf den großen Dunghaufen geworfen. Da kamen die armen Leute aus dem Tal hinten mit kleinen Säcken und einem Messer ausgerüstet. Sie wühlten in den faulen Kartoffeln umher, und wenn sie noch ein kleines gutes Eckchen vorfanden, schnitten sie es ab und steckten es in das mitgebrachte Säck-

den. Stundenlang kauerten sie so in mühevoller Arbeit, bis so ein Säckchen gefüllt war. Die Großmutter tat alles, was in ihren Kräften stand, die armen Hungernden zu unterstützen, aber sie litten auch selbst sehr unter dieser großen Teuerung. In jenem Frühjahr wurden nur Kartoffelschalen als Saat in den Boden gesteckt, und o Wunder! noch selten hatte es eine so reiche Kartoffelernte gegeben als im darauffolgenden Herbst.

Dann kam

das Revolutionsjahr 1848

und Mutter erzählte uns, wie nach dem Gefecht bei Rinnthal die Preußen die Mühle durchsuchten nach Flüchtlingen. Mutter, die damals ein junges Mädchen war, mußte die Preußen durch alle Räume des Hauses führen. Sie mußte voranschreiten und drei Soldaten folgten ihr mit schußbereitem Gewehr. Als sie in den unteren Mühlenraum kamen und eben zur Thür hinaus wollten, wurde diese heftig von außen aufgestoßen und drei andere Soldaten mit vorgestrecktem Bajonett stürzten herein. Sie fuhr mit einem Schrei zurück, denn fast wäre sie von den Bajonetten aufgespießt worden. Sie sagte uns später, es wäre gerade keine angenehme Lage gewesen, so zwischen zwei Feuern zu stehen. Auch auf den Heuspeicher stiegen sie und durchsuchten das Heu, dabei stachen sie blindlings mit ihren scharfen Bajonetten in den Heuhaufen hinein, und wehe dem armen Flüchtling, der hier Schutz gesucht hätte, er wäre nicht mehr lebend herausgekommen.

Im benachbarten Dorf hatte sich ein Freischärler, als ihm die Verfolger auf der Spur waren, in ein Bauernhaus geflüchtet, als gerade niemand der Bewohner anwesend war. Er kam in die Küche, und da er in seiner Angst nicht wußte, wo sich verstecken, stieg er auf den Herd und kletterte in das weite Kamin. Doch mußte er seine großen Stiefel unten in einer Ecke stehen lassen, weil sie ihn zu sehr behinderten. Die verfolgenden Soldaten durchsuchten die Küche, fanden die Stiefel, die noch voll feuchter Erde hingen, und entdeckten auch nach einigem Suchen den Flüchtling oben im Kamin. Sie stiegen hinauf und holten ihn an den Füßen herunter. Er war ganz schwarz von dem Ruß wie ein Kaminfeger, und ohne ihm Zeit zu lassen, sich ein wenig zu säubern, führten sie ihn so durch das Dorf. Damit er ihnen aber nicht wieder entweichen konnte, schnitten sie ihm sämtliche Knöpfe an den Hosen ab, und er mußte den ganzen Weg lang seine Hosen festhalten. So transportierten sie ihn nach der nächsten Stadt. Die Bevölkerung war nicht wenig erregt darüber, daß man die armen gehetzten Menschen auch noch so dem Spott preisgab, waren es doch meistens Söhne aus den besten Familien, jugendliche Schwärmer, die um ihrer Sache willen Stellung, Freiheit und Leben aufs Spiel setzten.

„Der letzte Herr Pfarrer“

Ein heiteres Geschichtchen aus späterer Zeit (als Mutter schon verheiratet war), das sich einer der Papiermacher leistete, will ich noch erzählen.

Es lebte ein Papiermacher im Hause, er hieß Sturm und war ein sehr intelligenter und geschickter Arbeiter, ein lustiger Bruder und Leichtfuß erster Klasse, dabei ein großer Witzbold.

Was er verdiente, wurde gleich wieder verjubelt, nie konnte er sein Geld länger als einen Tag in der Tasche behalten. Wenn ihm Mutter Vorhaltungen machte, er möge sich doch einmal etwas ersparen, da lachte er nur dazu.

„Wissen Sie nicht, Madam“ — konnte er da sagen — „das schöne Sprichwort: Alles verjoffen vor seinem End, das ist das beste Testament.“

Ich hab mir einmal einen Groschen erspart, den habe ich verloren, weil mein Sack ein Loch hatte — jetzt steck ich das Sparen auf.“ Und er lebte sein Leben lustig weiter.

War Samstag Zahltag, so zog er Sonntags seinen schwarzen Gehrock an und bürstete seinen Zylinderhut, bis er spiegelblank war; nie ging er des Sonntags anders aus als in diesem feierlichen Anzug, worin er aussah wie ein Pfarrer. Dann ging er ins Wirtshaus. Es kam dann vor, daß er all sein Geld vertrank und manchmal noch seinen feinen Zylinderhut dem Wirt verpfänden mußte. Dann war er wieder zwei Wochen solid, bis wieder der Zahltag kam und die alte Geschichte von neuem anfing. Er hielt es auch nicht sehr lange aus auf einer Stelle, denn er hatte einen unbändigen Wandertrieb in sich. Kam der Frühling ins Land und die Vögel pfliffen so lustig, da mußte er fort auf die Wanderschaft. Er stellte sich jedoch gewöhnlich nach einem halben Jahre wieder ein, und da er ein tüchtiger Arbeiter war und sich sonst nichts zuschulden kommen ließ, so nahm in Vater immer gern wieder auf. Einmal, als er wieder von solch einer Reise zurückkam, erzählte er folgendes Erlebnis: Er war im „Badischen“ drüben auf der Wanderschaft und sprach auf einer Papiermühle vor, wo er schon einmal in Stellung war, um nach Arbeit zu fragen. Vorsorglich hatte er zu diesem Besuch, um einen guten Eindruck zu erwecken, seinen schwarzen Gehrock und seinen Zylinderhut, den er stets mit sich führte, in der Herberge, wo er übernachtet hatte, angezogen.

Es war gerade kein Platz frei, aber er erhielt von dem Besitzer der Mühle eine schöne Wegzehrung, denn der mochte ihn gut leiden, weil er so viel Witz und gesunden, fröhlichen Humor hatte. — Sturm sah sehr würdig, fast vornehm aus, und der Herr begleitete ihn noch ein Stück des Weges, dabei unterhielten sie sich sehr angeregt. — Unfern eines Dorfes begegnete ihnen ein kleines Bauernmädchen im Sonntagsstaat, das vor ihnen stehen blieb und sie mit kritischen Blicken musterte.

„Was heischt, Maidle — was b'schaut uns denn so?“ fragte der Papiermühlenbesitzer. „Wir wart'n uff unsern neue Pfarrer, der sell hit kumme — isch er des viellicht?“ Dabei deutete sie mit dem Finger auf Sturm. Der Herr, der ein Spatzvogel war, erfaßte rasch die Lage und rief: „Ei freilich isch er des — er isch grad uff'm Weg zu euch.“

Dies hören und spornstreichs davonrennen war für die Kleine das Werk eines Augenblicks.

„Da habt Ihr mir eine schöne Suppe eingebrocht,“ meinte Sturm. Der Herr lachte aus vollem Halse.

„Ja, gehen müßt Ihr jetzt,“ meint er, „übrigens Euer Schaden wird's nicht sein, denn die Bauern haben jedenfalls ein gutes Mahl herrichten lassen zum Empfang; das ließ ich mir nicht durchgehen. Ihr seid ja nicht auf den Kopf gefallen und werdet Euch schon mit Glanz aus der Affäre ziehen. Also Glück auf den Weg!“

Mit diesen Worten verabschiedete er sich von Sturm und wandte sich zum Rückweg.

Sturm dachte: Man muß die Feste feiern wie sie fallen und alles mitnehmen, was einem das Leben Angenehmes bietet; und er ging auf dem Weg weiter, den das kleine Mädchel vorhin eingeschlagen hatte. Da kamen ihm bald ein paar Bauernburfchen entgegen, hoch zu Ross, sonntäglich gepuzt, die Mützen mit Blumen und bunten flatternden Bändern verziert, und nahmen ihn in ihre Mitte; nun fingen auch die Glocken zu läuten an und Böller krachten dazwischen. Als sie an das Dorf kamen, kam ihnen der Bürgermeister inmitten seiner Gemeinderäte entgegen, alle in feierlichem Anzug, und begrüßte ihn mit einer Ansprache. Auch der

Lehrer mit seinen Schülkinderu war da und begrüßte ihn, indem ihm ein kleines Mädcl einen Blumenstrauß überreichte.

Nun wurde es dem guten Sturm doch etwas bänglich zumute; aber wer A sagt, muß auch B sagen. Er suchte ein paar Worte des Dankes zusammen, war aber recht froh, als der Bürgermeister ihm den Vorschlag machte, wenn es dem Herrn Pfarrer recht wäre, könnte man gleich mit dem Essen anfangen, weil es von dem langen Warten schon halb verbrozzelt wäre. Er war sofort damit einverstanden und begab sich mit den andern ins Wirtshaus „Zum Engel“, wo ein Mahl seiner wartete, bei dem dem Pseudopfarrer das Wasser im Mund zusammenlief. Gleich kehrte seine gute Laune wieder beim Anblick all dieser guten Dinge und man setzte sich in bester Stimmung zum Essen nieder. Es wurde tüchtig zugelangt von allen Seiten und dabei wacker dem Affenthaler zugesprochen, den der Wirt auffahren ließ, denn heute gings ja auf Gemeindefkosten. — Der Bürgermeister und der Gemeinderat waren hochbefriedigt von ihrem neuen Pfarrer, der sich trefflich schmecken ließ und ihnen in leutseliger Weise immerfort zutrank. Das war doch ein anderer Mann als sein Vorgänger, der jeden Sonntag von der Kanzel herunterdonnerte, sie möchten nicht so viel schlemmen und saufen. „Lüege numme,“ meinte der Bürgermeister leise zu seinem Nachbar, „der kann bigott 's Süsse noch besser wie ich.“ Als die Stimmung aufs höchste gestiegen war, fand Sturm, daß es nun doch an der Zeit war, sich aus dem Staub zu machen, ehe die Gemeinde ihren Irrtum einsah.

Er erhob sich, hielt eine kleine Ansprache, worin er ihnen für die reiche Bewirtung dankte und sie bat, sich jetzt auf eine halbe Stunde zurückziehen zu dürfen. Er wolle einen kleinen Spaziergang durch den Garten des Hauses machen, um seine Antrittspredigt in aller Stille nochmals durchzudenken; er bitte sie, ihn eine Weile ganz ungestört zu lassen, und unterdessen noch ein paar Flaschen von dem feinen Tropfen, dem Affenthaler, zu trinken.

Nichts war den Bauern lieber als das; sie ließen ihn ruhig ziehen und setzten sich nun erst recht fest zum Trinken.

Als er draußen im Garten angelangt war, spähte er nach allen Seiten nach einem Ausweg, der ihn aus dieser gefährlichen Lage retten könnte; da sah er, daß der Garten an ein mit Obstbäumen dicht bestandenes Grasstück grenzte, durch das man unbemerkt zu dem daranstoßenden kleinen Kastanienwäldchen gelangen konnte; auch eine Thür war vorhanden.

Mit würdevollen ruhigen Schritten wandelte er bis zu der Thür, die er aber verschlossen fand; doch der Zaun war nicht hoch, und für einen guten Turner, der er war, leicht zu überspringen. Vorsichtig schaute er sich nach allen Seiten um, und als er sich unbeobachtet sah, warf er zuerst seinen Zylinderhut über den Zaun ins Gras und sprang ihm dann mit einem kühnen Satz nach.

Hätten die guten Bauern ihn dabei beobachten können, so wären ihnen doch sonderbare Zweifel aufgestiegen über die Gewohnheiten ihres neuen Herrn Pfarrers. Aber die taten sich gütlich am Affenthaler und man hörte sie bereits ein Lied anstimmen. Sobald Sturm den Zaun hinter sich hatte, schlüpfte er flink wie ein Wiesel unter den dicht belaubten Bäumen hindurch in das nahe Kastanienwäldchen, das sich an dem sanft ansteigenden Hügel hinzog, bis es in einen dichten Laubwald überging. Dort angelangt, drehte er sich am Rande nochmals um, und seine scharfen Augen sahen, wie weit unten auf der staubigen, sonnenbeschieneuen Landstraße ein Wagen heransuhr, darin saßen zwei Herren in schwarzen Kleidern und hohen Hüten, sicher nun der rechte Pfarrer.

Schleunigst schlug er sich in die Büsche und fand auch einen Weg, der ihn glücklich noch zu rechter Zeit von dem Schauplatz seiner Taten hinwegführte.

Was die Bauern wohl für Gesichter machten, als der richtige Pfarrer ankam?

Das Magazin

Die Kumpelkammern in den alten Häusern, die schon nahezu ein Jahrhundert im Besitz einer Familie waren, sind meist hochinteressant und manchmal das reinste kulturhistorische Museum. Was drei bis vier Geschlechter zusammengetragen und wieder „ausrangiert“ haben, ist da zu finden. Da sieht man Kleider, Hüte und Schuhe, die einer längst vergangenen Modeepoche angehören, da findet man Bilder und Bücher, die uns eine ganz fremde Welt vor die Augen zaubern. Urväter-Hausrat ist da aufgestapelt — verstaubt, zerbrochen, blind geworden, voll Spinnweb und Modergeruch, und doch — ein wunderbarer Zauber von Romantik und Poesie liegt über all diesen Gegenständen, greifbaren Zeugen einer längst vergangenen Zeit. — — —

Diese Vorliebe für solch alte Gerümpelkammern ist mir bis heute geblieben, denn auch in der Mühle hatten wir eine solche, sie hieß das Magazin, und ich fühle heute noch die geheimnisvollen Schauer, die mich überkamen, wenn ich als Kind einmal ausnahmsweise die Schwelle zu diesem Raum übertreten durfte. Es herrschte stets ein mattes Dämmerlicht darin, denn das Licht, das von der Galerie her durch das Fenster drang, war durch einen dichten gelben Vorhang stark gedämpft, was den Reiz des Geheimnisvollen noch erhöhte.

Meist durften wir nur in Begleitung von Mutter oder unserer Schwester Gertrud den Raum betreten, und er war sonst stets verschlossen.

Was da alles stand und hing und herumlag! Nicht bloß altes Gerümpel, auch andere Dinge, die, nur auf eine Zeitlang zur Ruhe gesetzt, hier ein beschauliches Leben führten, bis man ihrer wieder bedurfte.

Da standen in einer Ecke die schönen alten Spinnräder aus schwarzem, zierlich gedrechseltem Holz mit geschnitzten Elfenbeinverzierungen und breiten seidenen, buntgemusterten Wockenbändern, die erst im Winter wieder hervorgeholt wurden. Da standen alte Stühle mit zierlich geschweiften Beinen; aber das Polster war zerrissen, und sie wurden zurückgestellt, bis der Sattler und Polsterer wieder ins Haus kam, den Schaden zu reparieren. Ein Reitsattel lag in einer Ecke und darüber an der Wand hing das silberplattierte Pferdegeschirr, das nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurde. Daneben stand auf einem hohen Kattengestell ein alter Haubenstock; um das Gestell hatte ein Spatzvogel einen mächtigen Reisrock, wie man ihn Mitte des vorigen Jahrhunderts trug, befestigt, und über dieses Reisengestell, Krinoline geheißten, hatte man einen weiten Rock aus brauner Seide geworfen. Auf dem Kopf trug die Dame einen mächtigen Schuttenhut aus ehemals weißem Rosshaargeflecht, mit verblichenern rosa Rosen und breiten grünen Bindebändern, so wie sie einst unsere Urgroßmutter getragen. Um die Schultern hing ihr ein gelber Schal mit Fransen, der einstmal hohe Eleganz besaßen. Dies war Mamsell Nettchen, wie sie von uns Kindern genannt wurde, und im Anfang hatte ich mich stets vor ihr gefürchtet; doch bald wurde sie mir lieb und vertraut, wie alles, was sie umgab.

Das interessanteste Stück für mich war der Barockschrank, der an der einen Längswand stand und fast die halbe Wand einnahm. Er schien

kein besonders wertvolles Stück, sonst wäre er nicht in die Gerümpelkammer verbannt worden; aber er zeigte schön geschwungene edle Linien, und der Meister, der ihn einst gebaut, war gewiß stolz auf sein Werk gewesen. Nun war er — der Schrank — alt und sehr wackelig auf den Beinen und auch schon arg zernagt vom Zahn der Zeit; die Glasscheiben waren zersprungen und Türen und Schubfächer schlossen nicht mehr dicht — glanzlos und verstaubt stand er da, ein Bild der Vergänglichkeit. Langbeinige Spinnen hatten sich in ihm eingenistet und ihn mit einem feinen Netz überzogen, und wenn die Abendsonne schräg durch das Fenster mit den gelben Vorhängen schien und ihr Strahl ihn traf, da glänzte es um ihn wie gesponnenes Gold. Woher dieser Schrank stammte, wußte ich nicht, fragte auch nicht danach — für mich war und blieb er der Märchenschrank. In meinem Bilderbuch vom Dornröschen — stand da nicht auch so ein Schrank im Saale des Schlosses, wo Dornröschen wohnte? Aber dort waren die Scheiben nicht trübe und zerbrochen, sondern blank und hell, und schön bunt bemalte Tassen und Teller und wunderlich geformte Krüge mit hohen Henkeln und dicken Bäuchen standen darauf. Auch hier standen einige rosenbemalte, goldgeränderte Tassen und alte Kännchen und Tellerchen aus Zinn darin; aber die Tassen hatten keine Henkel mehr und die Teller waren verbogen und zeigten tiefe Beulen. Aber die Schubladen bargen köstliche Schätze. Da lagen ganze Bündel wunderbar feiner Stickerereien, die Mutter in ihrer Mädchenzeit selbst verfertigte, Kragen und Spitzenärmel aus zartestem Batist und Mull, so wie es die damalige Mode vorschrieb. Da lagen duftige Taufhäubchen aus Spitzen, schon arg vergilbt, mit Rosetten aus verblaßtem, einstmals rosa Seidenband; ein grünseidener Schal mit langen Fransen, und — das Ziel meiner Sehnsucht — ein sogenanntes Knackschirmchen aus braunem schwerseidenem Brokat, mit langen Seidenfransen besetzt, und einem fein geschnitzten Elfenbeingriff, der oben mit einem Scharnier versehen war, so daß man das Schirmchen nach der Seite hin umlegen konnte.

Noch viele Herrlichkeiten barg dieser Schrank, auch zwei Pantoffel aus weißem Atlas mit hohen Stöckelabsätzen und einer goldenen Rosette auf dem Spann. Und ich dachte mir, daß so die Schuhe von Aschenbrödel ausgesehen haben mußten, als es den einen auf der Flucht vom Ballfest verloren und der Prinz ihn gefunden hatte.

Stundenlang hätte ich so sitzen können, in den alten Sachen kramen und von alten Märchen träumen, ganz umfangen von dem geheimnisvollen Zauber dieses dämmerigen Raumes.

Noch etwas war da, was mir sehr verwunderlich schien, das war eine Lichtputzschere; mit dieser hatte Mutter, wie sie uns erzählte, als junges Mädchen die Lichter „geschneuzt“. Damals hatte man noch keine Petroleumlampen, nur Oellichter, und in besseren Häusern wurden Kerzen gebrannt; da mußte von Zeit zu Zeit der Docht abgeschnitten werden, da sonst die Flamme zu groß wurde, und dazu bediente man sich dieser Schere mit dem kleinen viereckigen Behälter an der Spitze, der den abgeschnittenen Docht aufnahm. Auch Streichhölzer gab es damals noch nicht. Brauchte man Feuer, so mußte man Funken schlagen mit Feuerstahl und Zunder, so wie es später auch noch der Gottfried tat, wenn er sich seine Pfeife anzündete.

Uns im Zeitalter der Elektrizität kommt diese Zeit so sagenhaft weit zurückliegend vor, als wäre dies schon vor der Sintflut gewesen.

Die erste Petroleumlampe, die im nahen Städtchen verkauft wurde, kam in unsern Besitz. Wir hatten sie noch im Gebrauch, als

ich schon erwachsen war; sie war von einfacher schöner Form — ein runder Messingfuß, der auf einer viereckigen Platte aus weißem Malabaster ruhte. Damals dünkte man sich reich mit diesem schönen Licht.

Der Wirbelwind

Da die Pappen den Sommer über stets im Freien auf den um das Haus liegenden Wiesen getrocknet werden mußten, so hatte Vater ständig die Sorgen einer Hausfrau bei großer Wäsche, wenn sie am Trockentage sorgenvoll nach dem Himmel guckte, ob er ihr wohl auch gut Wetter beschicken würde. — Das erste, wenn er morgens aufstand, war, daß er zum Barometer schritt, das am Fenster im Wohnzimmer an der Wand hing, und schaute daran herumklopfte, so, als wolle er das altehrwürdige Instrument aufmuntern und mahnen, seine Pflicht zu erfüllen. Ging das Quecksilber in die Höhe, so war auch Vaters Stimmung gehoben und alles freute sich; stand es aber still und wich nicht vom Fleck oder zeigte es gar Neigung zum Sinken, da war er verdrießlich und wir gingen ihm aus dem Wege. Besonders kritisch war es, wenn im April Sonnenschein und Regen miteinander abwechselten. Schaute nur ein kleines Stückchen Blau durch das schwarzgraue, jagende Gewölk, so ließ ihm das keine Ruhe, bis die Pappen draußen auf der Wiese lagen. Wir Kinder mußten dabei immer helfen, die einzelnen Bogen auf dem Rasen auseinander zu legen, reihenweise, eine neben der anderen, und manchmal geschah es, daß, wenn wir mit dem Auseinanderlegen fertig waren, schon wieder ein tüchtiger Regenschauer herabfuhr und die Ware nasser war als zuvor. Dies gab oftmals Anlaß zu den komischsten Szenen. Eine kleine Episode bleibt mir unvergesslich.

Es war im April und ein warmer Föhn schnob durch das Tal; er kam aus allen vier Himmelsrichtungen und wirbelte auf dem Hof und vor dem Tor Strohhalme und Papierfetzen in einem tollen Kreisel umher. Am Himmel flogen weiße und graue Wolkenfetzen dahin, manchmal ein Stückchen Blau durchschimmern lassend, um es sofort wieder mit schmutzigen Schleiern zu überdecken. Hie und da blitzte die Sonne hindurch und tauchte für Augenblicke die Gegend in ein fahles Licht. — Vater hatte schon mehrere Male das Barometer beklopft — dann wieder prüfend den Kopf aus dem Fenster gesteckt, er schien unschlüssig, denn zum Wetter hatte er kein richtiges Vertrauen. Aber die Pappen, die halbtrocken, zu hohen Stößen aufgeschichtet, sorgfältig mit Brettern zugedeckt, schon einige Tage lang auf der Wiese saßen, mußten unbedingt heute auseinander, denn sie waren von dem langen Sitzen bereits warm geworden und fingen an sich in der Mitte bereits zu verfärben und zu zersetzen, wodurch sie unbrauchbar geworden wären, hätte dies weiter um sich gegriffen.

Er trat in den Preßsaal, wo „Onkel“ an der Walze beschäftigt war.

„Onkel,“ sagte er zu diesem, „was hältst Du vom Wetter? Wir müssen heut die Pappendeckel auseinanderlegen, und wenn es nur für eine halbe Stunde ist, damit sie kalt werden!“

Der Onkel kam hinter der Walze hervor, rückte sein graues Tuchkappchen aufs Ohr und spähte zum Fenster hinaus nach der hohen Pappel auf der Insel, um zu sehen, nach welcher Richtung sie ihren Wipfel neigte.

„Hm,“ meinte er, „der Wind bloß aus 'm Eger Loch — ich täts nit riskiere.“

„Ach wo,“ rief Vater, „Du mit Deinen Prophezeiungen — a contraire — er kommt über den Adelsberg und das ist ein gutes Zeichen; wir gehen dran — macht euch fertig!“

Der Onkel zuckte die Achseln und wandte sich zur Thür, dem Befehl nachzukommen.

Da fiel Vaters Blick auf Peter, unsern schwarzen Kater, der friedlich auf der Fensterbank saß und sich eifrig wusch und putzte.

„Luh mal den Satansbraten — wie er sich wieder über die Ohren fährt“, rief er ganz empört (wenn sich die Katze über die Ohren wäscht, so bedeutet das im Volksmund Regenwetter) und schwapp — hatte er sein Hauskäppchen nach dem Missetäter geworfen, der erschrocken einen Satz machte über den Tisch hinüber und gerade in die Tasse der Kaffeeliesel hinein, die eben ihr zweites Frühstück verzehrte. Spritzend flog die braune Brühe nach allen Seiten, und die Tasse rollte über den Tisch zu Boden, wo sie klirrend zerbrach — der Kater war aber wie der Wind zur Thür hinausgerannt. Laut zeternd und jammernd wischte sich Liesel die braunen Tropfen von Gesicht und Jacke — die schöne Tasse kaput — welch ein Unglück! Die heilige Muttergottes mit dem Jesuskind war drauf gemalt und Juliane, ihre Schwester, hatte sie ihr vor zehn Jahren von einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln mitgebracht, und nun war sie dahin! Sie brach in lautes Wehklagen aus.

„Schrei Sie doch nit so, als wemns Ihr ans Leben ginge!“ brummte der Vater, der ein Lachen nur mühsam verbiß, „ich kauf Ihr wieder eine andere —“

Dann holte er seine Kappe wieder vom Fensterbrett und schritt zur Thür hinaus.

Onkel, der durch das Gangfenster die Szene beobachtet hatte, bog sich vor Lachen, denn bei ihm war die reinste Freude auch die Schadenfreude. Mutter, die in der Küche den Lärm gehört hatte, kam eiligst herbei, um nachzusehen, was passiert war.

„Zeh(n) Johr haw ich mei(n) Kaffee draus gedrunke,“ flugte Liesel, „unn dreißig Kreizer hot se gekoscht!“

Mutter tröstete sie und versprach ihr eine andere aus dem großen Glasschrank in der Küche; sie durfte sich selbst eine aussuchen.

Dies beruhigte sie wieder und sie trocknete ihre Tränen. Dann schickte sie sich an, den andern auf die Wiese zu folgen.

„Ihr wer'n sehne, Madam,“ sagte sie im Hinausgehen zu Mutter, „des bedeit' nit Gutes — 's kummt selte e Unglück allee(n).“

Der Himmel hatte sich etwas gelichtet, so daß die Sonne durchbrach; aber immer noch blies ein föhnartiger Wind ruckweise aus allen vier Himmelsrichtungen. Den einen Stoß hatten wir schon auseinandergelegt und Vater hatte gerade eigenhändig die Steine und Bretter von dem andern abgehoben — da segte plötzlich mit unheimlichem Fauchen ein heftiger Windstoß daher, packte den Stoß Pappen und wirbelte einen Bogen nach dem andern schraubensförmig in die Luft — wie eine Riesensäule von fast Turmhöhe sah es sich an — und oben flatterten sie dann, von der tollen Windsbraut mit fortgerissen, Riesenvögeln mit gewaltigen Fittichen gleich, nach allen Richtungen auseinander über Täler und Höhen, über Wiesen und Felder — eine Weile wirbelten sie noch in der Höhe, dem wilden Spiel des Windes preisgegeben, dann sanken sie langsam wieder zur Erde herab.

Wir standen zuerst ganz bestürzt vor diesem Naturschauspiel und schauten verdutzt den Pappdeckeln nach, wie sie eilends den Wolken zustrebten. Vater rückte seine Hauskappe von einem Ohr aufs andere und fluchte immerfort leise vor sich hin: „Himmelheiligkreuzdunnerwetter — hat man schon so was erlebt — das war wieder so ein ganz verfluchter

„Sauschwanz“ (Wirbelwind) — schaut, daß ihr sie wieder zusammen-
kriegt!“ — damit ging er mit langen Schritten wieder ins Haus zurück
und ließ uns allein auf dem Plan.

Das Wiederzusammenbringen gestaltete sich äußerst schwierig. Liesel
rief alle vierzehn Nothelfer auf einmal zu Hilfe, aber wir mußten uns
schon selber helfen und retten, was zu retten war. Bis in die entferntesten
Wiesentäler und Aecker hatten sie sich verflogen — sie hingen auf den
Bäumen und Zäunen, schwammen im Bach und bedeckten in dichten Massen
das Bahngleis. Aber Unkel führte ein schneidiges Kommando — die eine
Hälfte seiner Leibgardisten mußte auf die Bäume klettern, soweit dies
möglich war, die andere watete im Bach und fischte sie aus dem Wasser,
ehe sie abschwammen. — Anton, der Bahnwärter, kam aus seinem Häus-
chen und betrachtete schmunzelnd die Bescherung. — Und als wir endlich
nach vieler Arbeit und Mühe die Verflogenen wieder beisammen und die
noch Unbeschädigten auf Haufen geschichtet und sogleich mit Brettern und
Steinen beschwert hatten, da lachte die liebe Sonne vom reingefegten
Himmel herab, als wollte sie uns verspotten ob unseres Mißgeschicks.

„Die Hauptsach isch, daß sie kalt worde sin“, meinte Unkel trocken,
und Liesel sagte: „Ich hebbs jo gleich g'sagt, daß e Unglied selte allee(n)
kummt!“

Kerwe am Buchholz vor 45 Jahren

In früheren Zeiten feierte man noch nicht so viel Feste wie heute,
wo eines das andere jagt und jedes Dorf, auch das kleinste, ein halbes
Dutzend Vereine besitzt und sich das junge Volk nicht mehr zurechtfindet
mit all den Stiftungsfesten, Jubiläen, Tanzkränzchen, Turner- und Ge-
sangvereinsbällen — damals gab es nur drei Feste im Jahr — O stern,
P f i n g s t e n, W e i h n a c h t e n, und dann „die Kerwe“.

Die wurde aber auch ausgiebig gefeiert. Sie fiel in unserem Dorfe
just gerade in die schönste Zeit des Jahres, auf Pfingsten, und wurde,
weil am ersten Feiertag Tanzbelustigungen verboten waren, Pfingst-
montag und -Dienstag abgehalten. Schon von Weihnachten ab fingen
die Mädchen und Burschen an, ihre Groschen zusammenzuhalten, denn zur
Kerwe brauchte man Geld, denn bei diesem schönsten aller Feste zeigte man
sich gern in einer neuen „Muntur“ und die Mädchen in einem neuen
„Kerwekleed“.

Damals trugen sich die M ä d c h e n vom Lande noch ein wenig ein-
facher, und die Kleider nach städtischer Mode waren bei ihnen nicht Sitte.

Ihre S o n n t a g s k l e i d e r waren meist aus blauem, rotbraunem
oder grünem Wollstoff, sogenanntem Kaschmir oder Tibet — auch Cheviot,
schöne lebhaftere Farben, was sie zu ihren frischen rotbackigen Gesichtern
gut kleidete, und diese Kleider trugen sie höchst einfach gemacht.

Ein fußfreier, faltenreicher Rock an ein festes Leibchen genäht, mit
langen Ärmeln und hoch am Hals geschlossen, mit einer weißen Spitzen-
krause oder kleinem Kragen als Abschluß. Der Rock war am Saum mit
drei Reihen schwarzem Samtband verziert. Wer etwas mehr Wert auf
Eleganz legte, trug den Rock mit zwei Plisseestreifen vom selben Stoff wie
das Kleid garniert. Hüte trugen die Bauernmädchen nicht, sondern hatten
ihre langen festgeflochtenen Zöpfe um den Kopf gelegt. Die Schuhe waren
aus festem Kalbleder, hoch über die Knöchel geschnürt und blank gewischt
und entbehrten nicht einer gewissen Eleganz. Wenn äußerst möglich,
wurde für die Kerwe ein neues Kleid angeschafft. War das rote, veilschen-
blaue oder grüne noch gut, so strebte man nach einem hellen für den Tanz
am Abend. Blauer oder rosa Kattun und Zephir oder auch weißer

Jakonetts mit gartfarbigen Blümchen bedruckt, waren die beliebtesten Stoffe. Und man sparte sich seine Eier- und Milchgrofchen zusammen, und wenn man das Geld beisammen hatte, ging man zur nahen Stadt oder fuhr auch weiter nach Landau und kaufte den Staat ein. Später hatte man es bequemer. Da kam alle vier Wochen Herr S. mit seinem Musterkoffer und bereifte die ganze Gegend; und wenn er seine Koffer öffnete und seine Herrlichkeiten auskramte, da stand man vor einer schweren Wahl, denn da war ein Muster schöner als das andere. Aber er wußte einem so gut zu raten und seine Sachen waren preiswert und gut, daß man immer gern bei ihm kaufte. Er ging in jedes Haus und war mit jedem freundlich. Den Mädchen sagte er ein paar Schmeicheleien über ihre roten Backen, oder ihre schönen Zöpfe, den Müttern erzählte er, was es allerhand Neues gab in der Gegend, und so gewann er alle Herzen, denn er war nie aufdringlich und wenn er keine Geschäfte machte, war er auch zufrieden. Auch die Burschen legten ihre Spargroschen bei ihm an für grauen oder braunmelirten Burkin, für die neue „Muntur“.

Der Schneiderpeter hatte schon von Ostern ab vollauf zu tun, um all die Arbeit zu bewältigen, und saß mit seinem Gesellen von früh morgens bis spät abends auf seiner Pritsche und nähte, „daß der Faden rauchte“.

Aber auch Maurer und Tüncher hatten Hochbetrieb im Geschäft, denn es mußte alles, was das Jahr über reparaturbedürftig war, wieder instand gesetzt werden, die Häuser wieder frisch verputzt und geweißelt, die Stuben und Küchen getüncht werden; denn auf die Kerwe mußte das ganze Dorf blitzblank und im neuen Glanz dastehen.

Auch in der Mühle wurde fleißig geschafft.

Die „Bawett“ und die „Kattel“ drangen mit ihren Schrubbern und Besen bis in die entferntesten Winkel, und erklärten den dicken Kreuzspinnen, die dort in sorgloser Ruhe ihre Netze gewoben hatten, den Krieg; alles wurde gesäubert und der hellen Maisonne und dem warmen Frühlingwind Thür und Thor geöffnet. — Im Garten hantierte der Gärtner Göpfert mit der alten Margret unter Mutters Leitung, um alles festlich herzurichten, denn es war seit vielen Jahren her üblich, daß sich an Pfingsten die ganze große Verwandtschaft auf der Mühle ein Stelldichein gab. Für uns Kinder war das eine herrliche Zeit, denn nichts war uns lieber, als wenn das Haus voll froher Gäste war, und wir alle waren in einer freudig-erwartungsvollen Stimmung.

Aber auch der Gottfried war ganz aus dem Häuschen. Er hatte sich mit einem Male in den Kopf gesetzt, den „Sechsschrittwalzer“ zu erlernen. Einer meiner großen Brüder, der vorübergehend zu Hause war, und der Obergesell, der Schäfer, hatten sich bereit erklärt, ihm diesen Tanz beizubringen. In der Gesellenkammer war jeden Abend Tanzstunde; aber soviel sich auch seine Lehrer Mühe gaben, er wollte und wollte es nicht begreifen. Immer wieder kam er aus dem Takt und machte anstatt drei vier Schritte; schließlich gab man es auf, weil ja doch alle Mühe umsonst schien. Aber der Gottfried ließ nicht locker, und wenn er einmal etwas in seinem Kopf hatte, mußte es durchgeführt werden. Als er einige Tage vor dem Fest nach Pirmasens fahren mußte mit einem Wagen voll Ware, da tanzte er in der schönen hellen Mondnacht neben dem Wagen her „Sechsschrittwalzer“, und als er nach Biebermühle kam, hatte er es endlich begriffen.

So kam der Freitag heran und eine von uns Kindern sehnlichst erwartete Person hatte sich eingestellt, das war der Andres mit seiner „Reitschul“. Da er aber im Dorf keinen geeigneten Platz gefunden

hatte, um sie aufzuschlagen, denn die Wirte brauchten ihre Höfe und freien Plätze selbst für ihre Gäste, so hatte er kurz entschlossen den Platz an dem kleinen Tannenwäldchen gewählt, da wo der Buchholzerweg und der Neuweg zusammenlaufen. Dort störte er niemand und zudem konnten seine Fahrgäste noch die würzige Tannenluft gratis genießen und man hatte von dort aus die herrliche Aussicht auf die drei Burgen Trifels, Anebos und Münze.

Sein Geschäft befand sich noch im ersten Anfangsstadium und seine Reitschul war noch ziemlich primitiv; aber doch hatte sie seit dem letzten Jahr allerhand an Eleganz gewonnen. Die Gondeln waren frisch gestrichen und die Pferde hatten neue Schwänze bekommen. Auch zog sich ein roter Tuchstreifen mit Glittern benäht um das Balkengerüst und darüber blähte sich ein weißer Tüllvorhang stolz im Winde. Aber einen festen Bretterboden, wie ihn die vornehmeren Karussells hatten, besaß er noch nicht. Noch hingen die Gondeln und Pferde an Ketten und beweglichen Eisenstangen frei in der Luft, was die Illusion des wirklichen Reitens nur erhöhte, denn es war herrlich, so hoch vom Boden entfernt frei durch die Luft zu fliegen. Aber seine Orgel, sein Schmerzenskind, war noch ein wenig schwindstüchtiger geworden seit letztem Jahr. Sie konnte drei Lieder spielen: „Will mich ein guter Freund besuchen“, „Ich geh nach Eindenau, dort ist der Himmel blau“ und „Fischerin, du kleine“; aber sie hatte das Gebrechen an sich, daß sie, wenn sie ein paar Takte gespielt hatte, auf einmal laut zu quietschen anfing wie ein junges Ferkel, dann schlug dieses Quietschen um in ein wildes Fauchen und Spucken, als hätten sich ein paar Katzen an den Haaren — darauf fing sie an zu poltern, zu ächzen und zu rumoren, bis dies wieder in ein klägliches Wimmern überging. Andres drehte dann stets aus Leibeskräften mit verdoppelter Geschwindigkeit, um ihr möglichst rasch über diese schwierige Stelle hinwegzuhelfen, bis sie plötzlich mit einem langgezogenen Schnauser den Faden wieder fand und das Stück flott und tadellos zu Ende spielte.

Die Dorfgescheiten, die sich um Andres versammelt hatten, gaben ihm allerlei gute Ratschläge und taten ihre Meinung kund, woher die Störung käme. Der eine meinte, sie wäre nicht genug geschmiert, denn „wenn mer e Wacheradd nit schmert, freischts ach —“, der zweite behauptete: „am Schmeere liegts nit, e Orgel isch ken Wache — des liegt am Blossalg, der hot am e Platz Luft —“, der dritte glaubte, es läge an den Pfeifen — und der vierte wollte wissen, „daß die Walz am e Platz kaput isch“. Und sie stritten hin und her und konnten sich nicht einigen, bis der Andres mit einem kräftigen: „Feierdunnerkeil — jetz losse mer mei Ruh“ dazwischen fuhr.

So war endlich der Vorabend des Festes gekommen, und das Haus war bereit, die Gäste würdig zu empfangen. Küche und Keller waren wohlbestellt mit allerhand leckeren Dingen; in der Speisekammer standen, nebst einigen ansehnlichen Braten, zwei mächtige Schinken, die letzten aus der Rauchkammer, die besonders für diesen Zweck aufbewahrt worden waren; einer war in der Brühe gekocht, der andere war in Brotteig gewickelt und im Backofen gebacken, und köstlich schmeckte die knusperige, mit Schinkensaft durchtränkte Kruste. Im großen Keller, wo es so herrlich kühl war, war ein langes Brettergerüst aufgeschlagen, da standen in langen Reihen die frischgebackenen Kuchen — Formkuchen, sogenannte türkische Bund, von allen Größen — und goldgelbe Biskuits; daneben die dick mit Mandeln bestreuten Zimmtkuchen, duftende Käsekuchen und goldigbraune Speckkuchen, reich mit Speckwürfeln besetzt, die beim Backen knusperig

gebraten waren und mit Kümmel und Salz bestreut; diese Kuchen schmeckten besonders köstlich, wenn man sie noch warm verzehrte.

Frohe F e s t t i m m u n g beherrschte das ganze Haus. Die Räder standen stille und über Garten und Tal lag köstliche weihevollte Feiertagsruhe. Es war, als hätte sich auch die Natur gerüstet und geschmückt, und zum schönsten Fest des Jahres ihr Feiertagskleid angelegt; denn es grünte und blühte ohne Ende, und der große Fliederbusch am Bach sandte wahrhaft ambrosische Düste in das prangende sommerbeschiedene Tal.

Onkel hatte sein schönstes Feiertagskleid angelegt und erwartete voll Ungeduld das Eintreffen der G ä s t e; waren es doch seine lieben Neustädter, die kamen, und konnte er doch mit ihnen über alte schöne Zeiten reden. Wie ein Jüngling so geschwind und hurtig stieg er die zwei Treppen zum obersten Speicher empor, um dort Ausguck zu halten. Endlich trafen sie ein — in zwei mit Blumen und Birkenzweigen verzierten Jagdwagen — all die Onkels und Tanten, Vettern und Basen — alte und junge, und es gab ein großes Begrüßen. Rufen und Lachen, Schwätzen, Küssen und Händeschütteln, und ein fröhlich Gewimmel hub an in Haus, Hof und Garten. Onkel Ferdinand, ein kleiner lustiger Herr mit einer Glätze, goldener Birle und einem rundlichen Bäuchlein, stand auf der Galerie und schaute ganz verzückt in die Blütenpracht der Apfelbäume, die sich seinen Blicken darbot, und er schnaufte wie eine Dampfmaschine, um, wie er sagte, sich ja genug von dieser köstlichen Waldluft in die Lunge zu pumpen. Als man sich dann zum Abendessen nieder setzte — in der großen guten Stube war eine lange Tafel gedeckt, und Bawett erschien mit einer riesigen Platte voll rot- und blaugetupfter Forellen, die vor zwei Stunden noch lustig im Mühlbach geschwommen waren, und nun blau gesotten in grüner Petersilie gebettet lagen — da wuchs seine Begeisterung so, daß er eine schwungvolle Rede hielt über die pfälzische Gastfreundschaft im allgemeinen und über die der Mühle am Buchholz im besonderen, die er mit einem Hoch auf das Haus und seine Bewohner ausklingen ließ.

Der erste Pfingsttag war zu A u s f l ü g e n bestimmt. Schon früh zogen die Jüngeren, reich beladen mit Proviant, das „Eogelche“ nicht zu vergessen, in den tauigen, strahlenden Morgen hinaus nach den entfernt gelegenen Burgen und Schlössern, denn es war alte Tradition im Hause, daß man bei einem längeren Verweilen auf der Mühle auch dem historisch berühmten Trifels und der romantischen Madenburg einen Besuch machte. Die ältere Generation, der der Weg zu weit war, machte ihre Spaziergänge auf die nahen Berge mit ihren grauen Felsköpfen oder auch in die idyllischen Waldtäler. Der Abend versammelte die ganze Gesellschaft im Garten bei herrlichem Mondschein, und frohes Lachen, Singen und Gläserklingen klangen noch lange durch die feierliche Stille der Frühlingsnacht.

Der folgende Tag war den F r e u d e n d e r „Kerwe“ gewidmet. Am Nachmittag klang fröhliche Musik aus dem Dorf herüber, das war der Umzug der Musikanten durch das Dorf, der Auftakt zur Kirchweih. Voraus schritten die Musikanten, aus Leibeskräften blasend, hinterher die Burschen und Mädchen Arm in Arm, im Feststaat, mit Blumen in den Händen, an den Kappen und Hüten, und hinterher die liebe Dorfjugend. Allen voraus ging ein Aufwärter in zierlichem Tanzschritt, in schwarzen Hosen und Weste, ohne Joppe, mit blütenweißen Hemdärmeln; eine weiße Aufwärterschürze vervollständigte den Anzug. In der einen Hand hielt er einen bauchigen Steinkrug mit Wein gefüllt, in der anderen ein Glas. Wo ein Häuflein Leute beisammenstand, wurde stillgehalten und der Wein kredenzt. An der letzten Wirtshaus im Hinterdorf wurde Halt gemacht, um noch einmal eins zu trinken. Den Trompetern und dem Klarinetten-

bläser waren die Kehlen trocken geworden vom vielen Blasen, denn die Junisonne schien schon recht warm und dem Baßgeigentonni rannen die dicken Tropfen über seine sorgenvoll gerunzelte Stirn. Aber diese Sorgenfalten verschwanden im Nu und es ging wie eine Verklärung über die Gesichter, als der Kopperschneider mit zwei mächtigen Humpen schäumenden Bieres unter seiner Kellertür erschien. Nun feuchtete man die trockenen Kehlen wieder an, und mit dem flotten Lied:

„Das Lieben bringt viel Freud,
Das wissen alle Leut —“

machte man Kehrt und marschierte unter den fröhlichen Klängen die Dorfstraße wieder hinab, wo man sich in die verschiedenen Lokale verteilte, und der Tanz begann.

Auch die Gäste in der Mühle brachen, nachdem das reiche Mahl beendet war und man sich beim schwarzen Kaffee von den Strapazen des Essens wieder ein wenig erholt hatte, auf, um sich die Kirchweihfreuden ein wenig näher anzusehen. Man war in angeregter, feuchtfrohlicher Stimmung; die eine Hälfte wandte sich gleich dem Dorfe zu, während die andere erst dem Andres einen Besuch abstattete. Dieser war von so viel noblem Besuch so freudig überrascht, daß er mit strahlendem Gesicht die „Herrschaften“ mit einem respektvollen Kratzfuß begrüßte, denn er wußte, was sich gehörte, und hatte auf seinen Reisen Lebensart gelernt. Als nun die ganze fidele Gesellschaft Miene machte, sein Karussell zu besteigen, zog er höflich seine Kappe und machte die Herrschaften darauf aufmerksam, daß es gut wäre, sich in der ganzen Runde zu verteilen und nicht bloß auf einer Seite. Unter Lachen und Scherzen kam man dem Wunsche des Andres nach; und gerade war Tante Minna mit ihren hundert Kilo Nettogewicht mit Unkels Hilfe in eine Gondel geklettert, als der Andres abermals besorgt herbeieilte und die Bitte aussprach, „die Madam möcht lieber in e annere Schees steige, weil an de blooe Schees de Boddem nimmi ganz fescht wär, unn es könnt am End e Unglück bassiere. Die geele unn grine sin solid — für die könnt er garantiere, awwer für die blooe nit — —“

Kaum hatte Tante Minna das vernommen, verließ sie entsetzt die Gondel und war nicht mehr zur Mitfahrt in einer andern zu bewegen, weil sie, wie sie sagte, ihre gesunden Knochen nicht riskieren wolle. Aber die andern ließen sich in ihrem Vergnügen nicht stören, man verteilte sich gleichmäßig, so gut es ging, und die Fahrt konnte beginnen!

Nun hatte der Andres wohl einen „Gaul“, der ihm seinen Wagen von einem Dorf ins andere zog — aber er war schon etwas hinsällig und altersschwach und bedurfte öfters der Ruhe; man konnte der armen Kreatur nicht zumuten, auch noch den ganzen Tag im Geschirr zu stehen und die Reitschul zu ziehen. Wozu hatte man denn seine Buben — drei stramme, gesunde, kräftige Kerle mit starken Fäusten. Wenn die in die Hände spuckten und anpакten, so lief das Ding wie ein Gewitter, und war es einmal im Schwung, so ging die Geschichte von allein. Der Andres stand an der Orgel. Heute galt es, alle Künste anzuwenden, um ihr möglichst rasch über die schwierige Stelle hinwegzuhelfen. Aber als sie wieder zu rumoren anfing und Töne von sich gab, als sei eine ganze Menagerie darin losgelassen, da löste das bei den Passagieren eine solch erschütternde Heiterkeit aus, daß das ganze Karussell fast ins Wanken geraten wäre. Besonders Onkel Ferdinand in seiner fröhlichen Weinlaune konnte sich kaum beruhigen, und er hielt eine ulkige Rede, worin er ausführte, daß man es ja wohl hier mit dem Urkarussell zu tun habe, auf dem sich schon Adam und

Eva im Paradies verlustiert hätten; um es der Nachwelt zu erhalten, hätte es dann Noah, als die Sintflut kam, in seine Arche hineingenommen. Andres, der die Worte nicht verstand, aber das Lachen hörte, war in seinem Innersten etwas verletzt, denn er fühlte, daß man sich über seine Orgel lustig machte, und das tat ihm weh — hatte er doch all seine Spargroschen in sein Unternehmen gesteckt, und es war dies erst der bescheidene Anfang zu späterem Wohlstand. Als aber nach ein paar Runden die Gesellschaft wieder abstieg und ihm Onkel Ferdinand in froher Geberlaune ein blankes Fünfmarskstück in die Hand drückte, da verklärte sich sein Gesicht, und mit ehrerbietigem Dank und Krazfuß sprach er die Bitte aus, die Herrschaften möchten ihn bald wieder beehren.

Diese verfügten sich nun ins Dorf, um dort mit den andern wieder zusammenzutreffen. Sie fanden sie im „Goldnen Hirschen“, wo sie im Hof unter dem riesigen Korkastanienbaum saßen, der den halben Hof überschattete, und wacker den delikaten Strauben zusprachen, einer Art feinem Waffelteig, in schwimmender Butter gebacken, dem Spezial-Kerweg Gebäck des Dorfes. Es hatten sich noch einige Bekannte aus der Stadt dazu gefunden, und man war gleich wieder in fröhlicher Unterhaltung. Aus der Küche nebenan quollen angenehme kräftige Dünste — und es brodelte und zischte, „wie wenn Wasser mit Feuer sich menget“ —, da standen auf dem geräumigen Herd mächtige Pfannen mit allerlei Gebratenem vom Kalb und Schwein und Geflügel. In dem langen Tanzsaal verlustierte sich das junge Volk und die Musik klang so verlockend und aufreizend in den Hof herunter, daß es Onkel Ferdinand nimmer aushielt — er mußte auch ein Tänzchen wagen. Und er tanzte so unermülich und holte den Burschen die nettesten und besten Tänzerinnen weg, daß die ganz scheel dazusahen und giftige Blicke nach ihm warfen. Aber die Musikanten schmunzelten, denn er hatte ihnen ein reichliches Tanzgeld bezahlt und noch ein Extratrinkgeld, für die Gurgel feucht zu halten.

Schon war der Mond hinter den Wasgaubergen hinabgesunken und im Osten stieg auf rosig gefärbten Wolken der junge Tag herauf, als in dem fahlen Dämmerlicht eine Reihe dunkler Gestalten den Mühlweg heraufwandelte. Onkel Ferdinand, den der zuletzt getrunkene feurige Neustadter zu dichterischem Schwung begeisterte, dichtete eine Ode an das heraufsteigende Tagesgestirn — wenn auch die Verse an manchen Stellen ein wenig hinkten, so tat dies seiner Begeisterung keinen Abbruch —, auch seine Beine wollten ihm nicht mehr so recht gehorchen und er stolperte des öftern über Steine, die nicht da waren, und geriet manchmal in bedenkliche Nähe des Gartenzaunes an der Seite, so daß Tante Minna ihn immer wieder sanft in die Mitte des Weges dirigieren mußte. Er behauptete, dem lägen Erdschwankungen zugrunde, die mit dem Wechsel von Nacht und Tag zusammenhängen und bei denen unsere alte gute Mutter Erde zuweilen das Gleichgewicht etwas verlöre wie dem Andres seine Reitschule — aber das hätte nichts auf sich und würde zu keinerlei ernstern Besorgnissen Anlaß geben. Unter solchen und andern Reden gelangte man glücklich in den Hof und von dort über die Hintertreppe auf die Galerie. Die Schwalben, die oben am Galeriesims nisteten und gerade die Frühmette hielten, schauten leise zwitschernd auf das wunderliche Gebaren der Menschen da unten, wie sie sich leise lachend und flüsternd mit zierlichen Knigen und Verbeugungen umeinander drehten und endlich, als der Haushahn mit gewaltigem Krähen dazwischen fuhr, fichernd hinter den verschiedenen Türen verschwanden.

Und langsam begann das Erwachen in der Natur. Leise — ganz leise regten sich einzelne Vogelstimmen — ein Zwitschern war's, noch

zag und halb verträumt — doch neue fanden sich dazu und heller, klarer wurden die Töne. Von allen Seiten kamen sie — aus Büschen und Hecken, aus dem grünen Gezweig der weißstämmigen Birken am Waldesrand, von Wegen, Dächern und Zäunen — nun war es schon ein ganzer Chor süßer, zarter Waldvogelstimmen. Eine Amsel ließ sich hören mit weichen, melodischen Flötentönen, und die Solostimmen der Buchfinken schmetterten mit jubelnden Fanfaren dazwischen, und als die aufsteigende Sonne ihre ersten goldenen Strahlenpfeile über die Dächer schickte, den Blütenschnee der Apfelbäume mit einem rosigen Schimmer übergoß und Millionen farbig funkelnder Taupfen aufblitzen ließ, da striegen aus hundert kleinen Vogelkehlen Jubelgesänge gen Himmel — ein Hymnus von eigenartiger, reizvoller Schönheit zu Gottes Lob und Preis.

Auch im Hause begann es sich zu regen. In der Küche waren die Köchin und Bawett beschäftigt, nochmals eine neue Auflage Festkuchen zu backen, denn die erste war schon bedenklich zusammengeschmolzen. Kattel war gerade im Begriff, den Backofen zu heizen, ein wenig müde und verschlafen noch, denn sie war erst vor einer Stunde nach Hause gekommen, da kam es den Mühlweg herauf mit lustigem Dideldumdei — voraus die Musikanten, gefolgt von den mehr oder weniger angeheiterten Burschen des Dorfes, die, direkt vom Tanzboden kommend, nach alter Sitte ihren Umzug hielten, um die Hühnerester zu plündern und auch sonst allerlei Eß- und Trinkbares, was erreichbar war, mitzunehmen. Schleunigst räumte die Köchin eine frisch gefüllte Kalbsbrust weg, die auf dem Tische stand und für das Mittagessen vorgerichtet war, und Bawett rannte nach dem Schinken, ihn eiligst in Sicherheit bringend. Doch die Burschen waren schon ins Hühnerhaus geklettert, wo die Hühner schreiend und gackernd von den Nestern stoben; unterdessen stellten sich die Musikanten im Hofe auf, um eins aufzuspielen. Der Toni hatte seine Bassgeige auf eine leere Kiste gestellt, was eine prächtige Resonanz gab, und strich mit einer solchen Wucht über die dicken Saiten, daß die Vögel rundum erschrocken innehielten in ihrem Morgenkonzert. Da öffneten sich plötzlich sachte die Fenster der Gastzimmer, die auf die Galerie gingen, und verschiedene Köpfe kamen zum Vorschein. Zuerst die Glaze von Onkel Ferdinand, mit einer weißseidenen Zipfelmütze bedeckt, dann die Köpfe der verschiedenen Tanten und Basen, weiße, spitzenbesetzte Mullhauben über die Lockenwickel gezogen. Die Musikanten hatten gerade ihr Leib- und Magenlied:

„Das Lieben bringt viel Freud,
Das wissen alle Leut —“

zu Ende gespielt und hatten mit dem „lieben Augustin“ angefangen, da öffneten sich die Türen und mit einem Male wimmelte die Galerie von phantastischen Gestalten: Onkel Ferdinand nur mit Hemd, Hose und Weste bekleidet, in bunt gestickten Pantoffeln, die Tanten in ihren weißen Spitzenunterrocken und Morgenjassen, die noch aufgewickelten Locken unter ihren großen Plattusenhauben verborgen. Und bald drehte sich alles im Kreise, Männlein und Weiblein, Vettern und Basen — die Musik spielte immer flotter, Polka, Mazurka, Walzer und Schottisch —, bis Tante Minna erschöpft in einen Sessel sank und atemlos abwinkte. Mit einem reichen Trinkgeld bedacht, das der Toni schmunzelnd in Empfang nahm, zogen die Musikanten flötend und fidelnd wieder ab, gefolgt von den Burschen, die eine ansehnliche Menge Eier und einige angebrochene Flaschen Wein erobert hatten.

Der zweite Tag brachte wieder neue Freuden und neue Gäste — „wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen“ —, war es doch Pfingsten, das Fest der Ausflüge und Landpartien. Es waren Freunde der Verwandten, und die brachten wieder ihre Freunde mit, und es wurden unglaubliche Mengen Kaffee und Kuchen, Schinken und Braten verzehrt und begeisterte Reden gehalten. — Aber alles nimmt einmal ein Ende, so auch die Kirchweihfreuden. Am Abend wurde zum Abmarsch geblasen, und es war ein großes Abschiednehmen — Onkel Ferdinand war so begeistert, daß er beim Abschied Vater stürmisch in seine Arme schloß. „Franz!“ rief er aus, „habt Dank alle miteinander — ich hätte nie gedacht, daß man sich auf einer Dorfkirchweih so köstlich unterhalten kann!“

Dann begann ein Grüßen und Winken und Händedrücker — und fort rollten die Kutschen und Jagdwagen den Mühlweg hinab und verschwanden in dem dämmernden Abend. So war dies Fest auch vorüber und müde und mit mehr oder weniger verdorbenem Magen von all den ungewohnten Süßigkeiten und Leckereien suchten wir das Bett auf und glitten so sachte wieder in den gewohnten Alltag hinein.

Frohe Kinderspiele

Dies Kapitel handelt meist nur von den fröhlichen Spielen unserer Kinderzeit, und wer kein Interesse für solche Dinge hat, möge es getrost überschlagen.

Aber welcher Mensch, der eine einigermaßen glückliche Jugend genossen, denkt nicht mit Freuden zurück an diese Tage, an die Gefährten seiner Kindheit, mit denen ihn innige Freundschaft verband — an die fröhlichen Spiele in Haus und Garten, in Feld und Wald.

O die herrlichen Spiele unserer Kindheit! Sie waren so mannigfaltig, daß uns nie die Langeweile plagte.

Da wir fünf jüngeren Geschwister noch beisammen waren, im Alter stets zwei Jahre voneinander, so waren wir schon eine ganz ansehnliche Gesellschaft unter uns — dazu noch einige liebe Spielgenossen aus dem Dorf, Mädels und Buben, so konnte es an Unterhaltung nicht fehlen.

Kostbares Spielzeug stand uns nicht zur Verfügung. Die Spielsachen von Weihnachten wurden nach dem Fest wohl verwahrt wieder aufgehoben für das nächste Jahr, und höchstens ein Baukasten, der nicht mehr vollständig war, oder eine Puppe, die schon ein paar Glieder eingebüßt hatte, wurde preisgegeben; aber wozu brauchten wir Spielsachen? Nur phantasiarme Kinder brauchen solche. — wir verfertigten sie uns selbst.

Walter, der älteste von uns fünfen, der schon einige Jahre die Lateinschule in Annweiler besuchte, war ein Universalgenie und Erfinder. Ihm würdig zur Seite stand Lotte, meine um zwei Jahre ältere Schwester, die ungewöhnliche technische Talente besaß. Diese beiden hatten sich eine Werkstatt in einem Winkel des geräumigen Hauses eingerichtet, wo sie ungestört basteln konnten, und Messer, Schere, Meißel und Hammer, Bohrer und Leimtopf waren ständig in Benützung.

Auf der Insel, einer schmalen Landzunge zwischen Queich und Mühlbach, war dem Haus ein kleiner Seitensflügel angebaut, das sogenannte „Lochgeschirr“ — es war ein Stampfwerk. Riesenhammer aus dicken Eichenklötzen, mit scharfen Eisen beschlagen und durch Wasserkraft in Gang gesetzt, fielen schwer und wuchtig in lange Tröge nieder, um das Papierzeug, mit dem die Tröge gefüllt waren, ganz fein zu zerstampfen und zu zerkleinern, ehe es in den Holländer kam. Sie hoben und senkten

sich in langsamem Takt, und für uns war dies eine willkommene Gelegenheit, uns, wenn das Stampfwerk lief, auf die Balken, an denen die Hämmer befestigt waren, rittlings draufzusetzen und uns von ihnen auf und nieder schaukeln zu lassen. An eine Gefahr dachten wir nicht, und doch war sie vorhanden — wären wir einmal von unserm beweglichen Sitz heruntergerutscht und in einen der Tröge gefallen, so wäre es uns übel ergangen. — Kinder scheinen wirklich ihren besonderen Schutzengel zu haben.

Dieses Pochwerk lief auch in der Nacht, und noch jetzt klingt es mir in den Ohren, dieses monotone dumpfe Pochen in dem schwerfällig schleppenden Tempo — fast melancholisch klang es in der nächtlichen Stille und wirkte bei längerem Hinhören direkt einschläfernd. Aber ich liebte es — es klang mir so heimlich vertraut wie all die anderen Geräusche des Hauses, das Brummen des Holländers, das Rauschen der Räder — das heimliche Klappern der Mahlmühle und das Klingeln der alten Mühl-schelle, wenn sie den Mühlknecht in der Nacht zum frischen Aufschütten rief.

In diesem Kochgeschirr befand sich über dem Stampfwerk ein geräumiger Speicher, zu dem merkwürdigerweise keine Treppe führte. Man konnte nur mit einer langen Leiter von der Insel aus in eine offene Luke einsteigen; oder es gab noch einen Weg, der nicht minder beschwerlich war. Von einem Fenster der Mahlmühle aus, das in die Spreukammer ging, führte ein schmales Brett schräg hinüber in eine offene Luke — aber in Zimmerhöhe vom Boden entfernt, ein richtiger Katzensteg. Auf diesem Brett mußte man auf allen Vieren hinüberkriechen, wenn man in den Speicher gelangen wollte. Nun war dies ein überaus gefährlicher, mühevoller Weg — aber gerade dies reizte uns, und der Speicher hatte dadurch für uns etwas Geheimnisvolles. Dort hatten wir unser Domizil aufgeschlagen, obwohl uns noch genügend andere Räume zur Verfügung standen. Walter hatte dort eine vollständige Papierfabrikation im kleinen eingerichtet, genau nach dem Muster des Geschäftes. Da war ein kleiner Holländer, genau dem großen nachgebildet, eine Presse mit eiserner Schraube, die Formen waren kleine Musterformen, die wir im Magazin aufgestöbert hatten, ungefähr in der Größe eines kleinen Buches.

Dort schafften und werkten wir, ein jedes hatte seinen Posten. Weil aber der Weg zu unserer Werkstatt gar zu mühevoll war, besonders für uns Kleinere, so beschloß Walter, einen Flaschenzug zu bauen und uns daran in die Höhe zu ziehen. Nach ein paar Versuchen brachte es es auch glücklich zustande.

Als es aber einmal passierte, daß ein Seil riß und die ganze Geschichte entzwei ging, gerade als Lotte so hoch in die Höhe gezogen war, um in die Luke hinein genommen zu werden, und sie von einer ziemlichen Höhe herunterfiel — zum Glück lag eine hohe Schicht Spreu am Boden, so daß sie noch glimpflich davorkam —, so steckten wir unsere halsbrecherischen Beförderungsversuche auf und verlegten die Stätte unseres Wirkens auf den Holzspeicher.

Doch nicht lange hielten wir uns bei einer Spielerei auf — immer wieder gab es neue Einfälle.

Mit Lehm, den wir aus einer nahen Lehmgrube holten, richteten wir eine Töpferei ein. Walter verfertigte eine Drehscheibe, wie die Töpfer sie haben, und nun wurden Töpfe und Krüge, Teller und Schüsseln geformt, die wir in der Sonne trocknen ließen und dann mit bunten Wasserfarben bemalten.

Aus den großen Rindenstücken der Kiefern schnitzten wir allerlei Gegenstände, Geschirr und reizende kleine Kähne und Schiffchen, die wir

mit Mastbaum und Segeln versehen, und, mit bunten Wimpeln verziert, auf dem Bach schwimmen ließen.

Auch kleine Wasserräder mit Schaufeln aus Schindeln, die wir zwischen zwei Steinen an einer Stelle im Bach befestigten, wo ein kleines Gefälle war, und die sich dann hurtig im Kreise drehten.

Aus Pfeifenerde, die in großen Stücken in einem Vorratsraum lagerte, einer grau-weißen, etwas fettig glänzenden Masse ähnlich der Kreide, schnitzten wir uns kleine Häuser mit spitzgiebeligen Dächern, Kirchen mit spitzen und runden Türmen, Brücken- und Torbogen, so daß es schließlich eine ganze kleine putzige Stadt wurde. Die Häuser malten wir mit bunten Farben an, und hohe Zweige Buchsbaum aus dem Garten, in kleine Holzklötzchen gesteckt, gaben die Bäume und das Buschwerk.

Im Herstellen dieser Häuser war Lotte eine kleine Künstlerin. Auch Möbel aus starkem Papier wußte sie sehr gut herzustellen, indem sie das Papier mehrfach aufeinander leimte — und wir richteten uns ganze Puppenstuben mit diesen selbstgebastelten Möbeln ein.

Dies waren die Unterhaltungsspiele an den langen Winterabenden. Sobald die Sonne etwas wärmer schien und die Wege trocken waren, fing das Knöpfelspiel an, das jedes Jahr um diese Zeit sich einstellte und mit Leidenschaft von uns betrieben wurde.

Da hockten wir stundenlang in der Lumpenstube, um Knöpfe zu sammeln.

Nun war dies wohl der denkbar größte Verstoß gegen die Gesetze der Hygiene, wenn wir da in Staub und Lumpen herumwühlten, um uns die Knöpfe herauszusuchen, die von den Lumpen abgeschnitten wurden. Aber was fragten wir nach den Gesetzen der Hygiene, wenn nur unser Knopfsack voll wurde.

Wie der Geizhals erfaßt ist von einer unerfättlichen Geldgier, so erging es uns mit den Knöpfen. Und was für Herrlichkeiten wir da fanden! Knöpfe von allen Sorten und Größen und Formen — aus Messing, Perlmutter, Lava, Steinnuß, Porzellan und Glas in allen bunten Farben. Hatten wir dann unser Säckchen gefüllt, dann rannten wir in den Hof, klopfen uns gegenseitig den Staub aus den Kleidern, wuschen uns Gesicht und Hände am Taufbrunnen, dann rannten und tollten wir auf der Bergwiese oben am Wald umher, kugelten uns durch das frische junge Gras und ließen uns den Märzwind durch Kleider, Haare und Lungen wehen, bis aller Staub und Bazillen beseitigt waren. — Und welch ein Triumph, wenn wir den Schulkameraden unsere gefüllten Knopfsäcke zeigen konnten, die sie mit stillem Neid betrachteten.

Mit der Leidenschaft des passionierten Spielers, der Hab und Gut den Karten oder dem Roulettespiel opfert, gaben wir uns dem Knöpfelspiel hin. Vor der Schule — nach der Schule, in der Frühstückspause — ja in die geheimsten Tiefen unseres Bücherranzens wurde der Knopfsack versenkt, damit wir ihn immer bei der Hand hatten. Fanden sich irgendwo drei zusammen, es brauchten auch nur zwei zu sein, schnell wurde eine „Kaut“ gegraben, oder auch mit Kreide ein Kreis gezogen, und das Spiel begann.

Alle Ermahnungen und Drohungen seitens unseres Lehrers, uns von dieser Spielwut zu heilen, halfen nichts, mochte er noch so viele Strafarbeiten verhängen und uns nachsitzen lassen — es wurde an Stellen, wo er es nicht sah, unentwegt weiter geknöpelt.

Aber alles hat seine Zeit. Mit einemmal war das Interesse erloschen — ein anderes Spiel kam an die Reihe, und der Knopfsack wurde in den Ruhestand versetzt bis zum nächsten Jahr.

Wie bei allen gesunden Kindern, die sich gern austoben, war auch bei uns das Räuberspiel sehr beliebt.

Waren Wege, Wiesen und Gräben trocken, so versammelten sich an den warmen Frühlingsabenden eine Schar „im Sturm erprobter“ Kameraden, denn nur kühne, forsche und verwegene Leute konnte man zu diesem Spiel gebrauchen; denn es wurden hohe Anforderungen an sie gestellt. Sie mußten auf Bäume klettern, in Gräben liegen, im dicksten Gebüsch sich verstecken. Die eine Hälfte waren die Räuber, die andere die sie verfolgenden Gendarmen. Nun ging eine tolle Jagd los über Wiesen und Felder, durch Hecken und über Zäune bis hinauf in den Wald. War so ein Räuber den Verfolgern in die Hände gefallen, so wurde er gefesselt zu den Gefängnissen geschleppt und dort festgesetzt. Diese Gefängnisse waren tiefe viereckige zementierte Gruben, die früher Geschäftszwecken dienten, aber nicht mehr benützt wurden und halb mit Steinen und Geröll wieder zugeschüttet waren; Frösche und Kröten hausten darin und hie und da auch eine Blindschleiche. Dort mußten die Gefangenen ihrer Aburteilung entgegensehen. Die Schwächeren unter uns wurden als Wache aufgestellt. Doch kaum waren die Gendarmen wieder verschwunden, so erschienen aus dem nahen Wald wieder ein paar Spießgesellen und befreiten ihre Brüder wieder, nachdem sie die Wache überwältigt und mit Stricken an die Bäume festgebunden hatten.

Bei diesem Spiel gab es stets etliche Winkelrisse in Hosen und Kleidern, auch ein paar Beulen am Kopfe und Schrammen und Risse an den Händen — aber es war doch unvergleichlich schön, und alle Räuberromantik in Unkels Erzählungen verblaßte gegen diese lebendige Wirklichkeit.

In diese Zeit fielen auch die Abendspaziergänge, die wir mit Schäfer oder Unkel nach Feierabend bei schönem Wetter unternahmen.

O diese wunderbar stimmungsvollen Wanderungen in den im Abendfrieden liegenden Höhen und Tälern, wenn die Sonne hinter den Wasgauerbergen in einem Meer voll Feuer und Blut versank, wenn die Säger des Waldes ihr Abendkonzert hielten, bis einer nach dem andern verstummte und nur noch die Amsel ihre süßen Weisen flötete. Wenn die fernen Berge in blauviolettem Dunst versanken und aus dem Dorf das Glöckchen vom Schulhaus seine halbverwehten Klänge heraufstönen ließ. Da wurde es droben auf den einsamen Höhen ein wenig unheimlich — Fledermäuse schwirrten in der grauen Dämmerung um unsere Köpfe und in Busch und Strauch raschelte es zuweilen schreckhaft — Hasen, die wir in ihrer Abendmahlzeit am saftigen Klee gestört hatten, machten sich eiligst aus dem Staub und manchmal, wenn wir Glück hatten, sahen wir auch ein Rudel Rehe flüchtig davonschieben.

Da lernten wir die ganze Schönheit unserer heimatlichen Berge und Täler so recht kennen an diesen köstlichen Frühlingsabenden, und ich zähle diese Abendspaziergänge zu den schönsten Eindrücken und Erinnerungen meiner Kindheit.

Unser Haustheater

Doch nicht nur in wilden lärmenden Spielen brachten wir unsere Zeit dahin, wir hatten auch künstlerische Anwandlungen.

Den Anlaß gab eine Schauspieltruppe — ich glaube es war die Familie Koppenhöfer —, die in Annweiler Vorstellungen gab, darunter einige Kindervorstellungen, die wir auch besuchen durften. Der Eindruck dieser Märchenspiele, es war Schneewittchen und noch andere Sachen, war so gewaltig und wirkte so nachhaltig auf unser Gemüt, daß wir nur

noch davon träumten, auch Theater zu spielen. Doch bangte uns noch vor der Ausführung, denn wo sollten wir all die Dinge her bekommen, die zu solch einem Theater gehörten — die Kulissen, den Vorhang, die Kostüme und erst noch die vielen Personen?

Da kam eines schönen Tages eine wandernde Komödiantentruppe in unser Dorf in einem grünen Wohnwagen, mit einem schönen weißen Pudel und einer Ziege.

Der Mann kam zu meinem Vater, um ihn, da er Ortsvorstand war, um die Erlaubnis zu einer Vorstellung zu bitten; sie wurde ihm auch zu unserer großen Freude gewährt. Im Saal vom alten Adjunkt wurde die Bühne aufgeschlagen und am Abend ging „die Genovefa“ über die Bretter.

Der Saal war dicht gefüllt und mit großer Spannung verfolgten wir den Gang der Handlung, und ein paar Weiber vergossen Tränen über das Schicksal der Heldin. Da die Dekorationen und auch die Kostüme ziemlich primitiv waren, so kam uns das alles gar nicht mehr so unerreichbar vor, und weil die großen Ferien bald kamen, so wurde der Entschluß gefaßt, uns selbst eine Bühne zu bauen. Der technischen Schwierigkeiten, Vorhang und Dekorationen usw. zu beschaffen, hofften Walter und Lotte schon Herr zu werden, das Einstudieren der Rollen wollte Lisbeth übernehmen, die sich innerlich dazu berufen fühlte, denn auch sie, die sonst ein so ruhiges, besinnliches Wesen zeigte, war Feuer und Flamme für unsere künstlerischen Pläne. Die Kostümsfrage und das Beschaffen der verschiedenen Requisiten legten wir in Gertruds bewährte Hände.

Als Bühne bot der Fruchtspeicher, der zurzeit leer war, einen idealen Platz, zumal er durch einen Durchzugsbalken in zwei Teile geteilt war, so daß Bühne und Zuschauerraum jedes einen Teil für sich bildete.

Das Personal stellten wir selbst und noch einige talentierte Buben und Mädels aus dem Dorf.

Nun galt es noch, die geeigneten Stücke auszuwählen. Die „Jungfrau von Orleans“, für die Lisbeth schwärmte, schien uns doch zu hoch und für unsere Bühne nicht recht geeignet; eher noch die „Genovefa“ — aber es gab da Schwierigkeiten mit der Hirschkuh — woher die nehmen?

Auf der Dorfbühne war an Stelle der Hirschkuh eine Geiß erschienen, doch im ganzen Dorf hatte kein Mensch Geißen, außer unserm Herrn Lehrer, und ihn darum anzusprechen, wagten wir nicht, zumal er unsern künstlerischen Bestrebungen kein rechtes Verständnis entgegenbrachte und schalt, wir würden gescheiter unsere Nasen in unsern Katechismus stecken als Theater zu spielen.

Da ließen wir auch diesen Gedanken fallen und probierten es erst einmal mit Schneewittchen, zudem wir ein Textbuch in den Papierabfällen entdeckt hatten, und auch mit dem Rotkäppchen, in welchem Stück unser alter Sultan seine Rolle als Wolf großartig mimte. Aber unser Ehrgeiz ließ uns keine Ruhe, und als Lisbeth eines schönen Tages Theodor Körners „Nachtwächter“ im Bücherschrank entdeckte, da hatten wir gefunden, was wir uns wünschten, und mit vereinten Kräften und frischem Mut gingen wir ans Werk.

Nun hub ein Schaffen und Handwerken an, ein Sägen und Raspeln, Nageln und Klopfen, wie wir es noch nicht erlebt.

Zum Glück waren Ferien, da konnten wir uns ganz unserer großen Aufgabe widmen. Es gab solch eine Fülle Arbeit zu bewältigen, daß wir kaum mehr zum Essen kamen.

Da mußten Kulissen und Hintergründe geklebt werden, aus rauhem Packpapier, Bogen an Bogen, bis es die gewünschte Größe besaß, und dann auf Latten befestigt werden.

Nachdem dies fertig war, kam Lotte mit den Farbtöpfen, und es wurden die Dekorationen gemalt, je nach Bedarf.

Auf den Hintergrund kamen Fensterkreuze und Türen, Pfosten und Treppen, und die Kulissen verwandelten sich in Felsen und Gemäuer, in Buschwerk und Bäume mit braunen knorrigen Stämmen und grüner Krone. Das Blättermalen war eine mühevollere, zeitraubende Arbeit, und wir Jüngsten wurden mit dieser Aufgabe betraut — mit großer Geduld und unermüdlichem Eifer malten wir runde und längliche Farbenflecke an die braunen Zweige, die Lotte vorgezeichnet.

Die meisten Schwierigkeiten machte der Vorhang. Walter meinte, man solle ihn in der Mitte sich teilen lassen wie ein Fenstervorhang; aber Lotte setzte ihren Ehrgeiz darein, den Vorhang sich aufrollen zu lassen, wie wir es an der Theaterbühne in Annweiler gesehen hatten. Nach vielen Versuchen und langwierigen Basteleien hatte man endlich gelöst, und damit waren wir unserm Endziel ein gutes Stück näher gerückt.

Unterdessen nähte Gertrud unsere Kostüme und wir lernten unsere Rollen.

Vater und Mutter ließen uns gewähren in dem Gedanken, wenn man Kindern eine Beschäftigung gibt, die ihnen Freude macht und ihre Gedanken in Anspruch nimmt, denken sie nicht an schlimme Streiche; außerdem waren Ferien und wir versäumten nichts in der Schule. Endlich war der große Tag gekommen, wo wir die Gäste einladen konnten.

Die Rollen waren gut verteilt. Walter war Spielleiter und Souffleur zugleich. Lisbeth mit ihrer großen, etwas hageren Gestalt stellte den Nachtwächter Schwalbe dar. Sie trug Kniehosen, lange Strümpfe und Schnallenschuhe, um die Schultern hing ihr ein alter Soldatenmantel, den Gottfried noch von anno 70 im Besitz hatte, eine Stange mit einem Spieß, den Lotte kunstvoll aus Pappe hergestellt hatte, in der Hand eine Stallaterne und auf dem Kopf einen Dreispitz.

Es ging alles gut von statten; unsere Rollen hatten wir so gut im Kopf, daß der Souffleur kaum nachhelfen mußte.

Der Vorhang blieb zwar beim ersten Aufzug in der Mitte hängen; aber er besann sich bald eines Besseren und ging darauf tadellos. Der Glanzpunkt des Stückes war entschieden die Stelle, wo der Nachtwächter Schwalbe auf dem Brunnenhäuschen saß und dem großen Kuhhorn — es war das Horn des Schweinehirten aus dem Dorf — erschütternde Töne entlockte. Da gab es einen großen Heiterkeitsausbruch bei dem Publikum.

Die Aufführung war glänzend und das Publikum, das sich aus sämtlichen Hausbewohnern, Vater und Mutter mit eingerechnet, und einigen Schulkameraden und sonstigen Freunden zusammensetzte, spendete warmen Beifall. Nur eins verstimmte uns, unser Lehrer, der unsern künstlerischen Bestrebungen so ablehnend gegenüberstand, war unserer Einladung nicht gefolgt.

Von Bienen, Fischen und Krebsen

Aber nicht bloß Freude und Vergnügen brachte uns der Sommer, er legte uns auch Arbeit und allerlei kleine Pflichten auf, die wir gewissenhaft erfüllen mußten. Da kamen zu der täglichen Arbeit für die Schule und zu der täglichen Hilfe, die wir dem Onkel im Pressaal und auf den Wiesen leisten mußten, allerlei kleine Nebenbeschäftigungen — zu diesen gehörte auch das Aufpassen auf die Bienen.

Wenn an heißen Tagen im Mai und Juni die Möglichkeit nahe lag, daß die Bienen schwärmten, so mußten wir stets in den heißen Mittagsstunden Acht geben, ob nicht „der Bien stoßt“. Wir waren da meist zu

zweien, das eine mußte, wenn der Schwarm wirklich losging, drunten im Haus Lärm schlagen, und das andere mußte dem Schwarm folgen, um zu sehen, wo er sich niederließ.

Wir saßen dann in einiger Entfernung des Bienenstandes auf der Bergwiese im Schatten im weichen Gras, konnten lesen oder den weißen Wölkchen nachgucken, die über den blauen Himmel dahinsegelten, nur durften wir nicht die Bienen außer Acht lassen, die in schweren schwarzen Klumpen an den Fluglöchern der Körbe und Kästen hingen. Ging dann einmal ein Schwarm auf und davon, so lief das eine von uns rasch nach, ihn ja nicht aus den Augen lassend, während das andere mit dem Ruf: „der Bien stoßt —“ ins Haus lief, wo dann der Hanjokob schleunigst nach der Gießkanne griff, die er sich zu diesem Zweck schon bereitgestellt hatte, und mit zwei Stecken einen Generalmarsch trommelnd hinter den Bienen herlief; wahrscheinlich um durch diesen Lärm die Bienen zu bewegen, sich niederzulassen. Hatte sich der Schwarm dann an irgend einem Busch oder Baum, manchmal auch an einer sehr schwer erreichbaren Stelle niedergelassen, dann kam der „Maafehannes“ mit Bienenkappe und Korb und einem „Kehrwisch“, mit dem er dann sachte und behutsam die Bienen von dem Ast oder Strauch, wo sie saßen, in den bereitgehaltenen Bienenkorb hineinfegte.

Der Maafehannes war der Botenfuhrmann, der zweimal in der Woche mit seinem Eselsfuhrwerk nach Landau fuhr, um allerlei Botengänge und Besorgungen zu machen.

Er war ein mageres Männchen mit rötlichen, etwas borstigen Haaren und unzähligen Sommersprossen im Gesicht und auf den Händen. Er besorgte uns immer die Bienen, und so böseartig diese gegen andere waren, ihm taten sie nichts zu leide und sie krochen ihm auf seinen behaarten Händen herum, ohne ihn zu stechen. Er war es auch, der im Sommer den köstlichen Honig aus den hölzernen Rähmchen schnitt, der in kunstvollen gedeckelten Waben da hineingebaut war, und den man samt dem Wachs verzehrte; denn man kannte damals das Schleudern noch nicht und die fleißigen Tierchen mußten ihre kunstvollen Waben stets von neuem wieder bauen.

Dieses Ausschneiden des Honigs, das in guten Honigjahren reiche Mengen ergab, war für uns Kinder stets ein Fest — gab es da doch viel Süßes zu schlecken.

Nach ein Ereignis in unserm Kinderdasein war die allsommerliche Bachreinigung. Da wurde vom Mühlkanal das Wasser in die Queich abgeleitet, indem das große Wehr, „die Schließ“ genannt, hochgezogen wurde, so daß kein Wasser mehr in den Mühlkanal lief und die Räder still standen.

Da wateten wir barfuß in dem seichten Wasser umher und der Mühlbach war für uns eine Fundgrube ungeahnter Herrlichkeiten. Vor allem machten wir Jagd auf die flinken Forellen, die sich in den großen Wassertümpeln noch aufhielten, und wenn es uns gelang, eine mit den Händen zu erwischen, so wurde sie im Triumph in die Küche getragen.

Noch lustiger und unterhaltbarer war die Jagd auf Krebsse. Die saßen jahraus jahrein in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln und stillen Klauen, dunkeln Löchern in der Ufermauer — nun wurden sie aufgestöbert und es war ein großes Vergnügen für uns, zu sehen, wie sie so flink und heftig mit dem Schwanz schnellend in dem seichten Gewässer sich rückwärts bewegten. Die kleinen, hellgrauen und dünnchaligen ließen wir im Bach zu weiterem Wachsen und Gedeihen; aber die großen ausgewachsenen schwarzkruftigen kamen in die Küche und erschienen abends rot gesotten und in grüne Petersilie gebettet auf dem Abendtisch als leckere Nachspeise.

Die Mooshütte

Jedes Jahr, wenn die großen Ferien begannen, fühlten wir in unserm Innern den Drang zu großen Taten.

War es in einem Jahr der Bau unseres Theaters, so wurde im nächsten Jahr der Entschluß gefaßt, uns ein eigenes Haus zu bauen, und zwar sollte es eine Mooshütte werden, so geräumig, daß wir alle Platz drin fanden, und auch noch ein paar unserer Freunde.

Oben auf der Bergwiese, unweit des Bienenstandes, dicht bei dem wilden Rosengestrüpp, das hinter der Scheuer ein ganzes Dickicht bildete, dort, wo man das halbe Dorf und das ganze Wiesental überschauen konnte und wo man vor rauhen Winden geschützt war, dort sollte sie stehen.

Zuerst mußte ein Stück Wiese geebnet werden, da der Platz am Berg lag. Dann wurden vier starke Pfähle eingerammt, die Eckpfosten — das kostete manchen Schweißtropfen; aber wir waren so begeistert für unser Unternehmen, daß uns keine Mühe zu viel war. Nachdem dies so weit fertig war, suchten wir im Wald starke kräftige Haselstecken und dazu noch einige dicke Bohnenstangen: diese steckten wir in kleinen Zwischenräumen zwischen die vier Pfähle. Dann wurde das ganze mit Weiden und dünnen Haselkruten quer durchflochten, so daß es ein ziemlich dichtes Flechtwerk bildete. Die Zwischenräume wurden nun mit Moos ausgestopft, das wir am Buchholz von den großen Felsblöcken ablösten.

Einige viereckige Glasscheiben wurden kunstvoll eingefügt, damit wir auch einen Ausblick hatten, und eine Oeffnung für die Thür vorgesehen. Das Dach stellten wir aus den Stengeln des Topinambur her, von dem auf einem nahen Baumstück eine große Fläche angepflanzt war, und zwar so, daß wir die Stengel ganz dicht aneinander legten und dies flache Dach mit großen Lappen Mooses überkleideten.

Zwei Holzbänke und ein runder Tisch, auf einem Pfosten ruhend, bildeten die innere Ausstattung. Die Thür war ein glattgehobeltes Brett, das mit Lederstückchen anstatt der Angeln an den Pfosten befestigt war.

Wie traut und heimelig war es in dieser Hütte! War es heißer Sonnenschein draußen, so war kühler Schatten innen, und war es kalt und stürmisch, oder rieselte sanfter Regen herab, so war es drinnen erst recht behaglich. Dort verbrachten wir viele schöne Stunden mit Lesen und Plaudern und Erzählen, und wer in die Mühle kam, mußte auch unsere Mooshütte besuchen.

Als es anfang kalt und unwirtlich zu werden, kam Walter auf den Gedanken, einen Ofen darin aufzustellen. Gesagt — getan.

Auf dem Speicher stand ein altes verrostetes Kanonenöfchen; dies wurde geholt und aufgestellt. In Ermangelung eines Kamins richteten wir das Knie des Ofenrohrs zum Fenster hinaus. Als wir aber mit Kienbutzeln, die wir im Wald gelesen hatten, einheizten, und die Funken nur so zum Dach hinausstoben, da kam Vater mit einem „Heiligkreuzdonnerwetter“ dazwischen, denn wir waren ganz unmittelbar neben unserer ganz mit Heu und Stroh gefüllten Scheuer, und zu unserem Leidwesen mußten wir das Ofchen wieder dahin zurückbringen, wo wir es geholt hatten.

Lange Jahre hielt diese Mooshütte Wind und Wetter stand, bis sie schließlich, als sich niemand mehr um ihre Erhaltung kümmerte, langsam zerfiel und in Trümmer sank.

Später legten wir uns einige Schritte weiter oben dicht am Waldesrand unter einer großen Zitterespe eine Naturlaube an — es war ein idyllisches Plätzchen mit einem weiten Blick auf die Berge und in das Tal — diese Laube, um die sich Gaisblatt und wilde Rosen rankten, war unser

kleines Paradies, als wir schon erwachsen waren. Dort verbrachten wir herrliche Stunden mit lieben Freunden, und lange noch blieb dieser Platz verschont von dem Geist des Fortschritts.

Lange noch, nachdem der Garten schon ganz verschwunden und verbaut war, grüßte einen, kam man einmal nach Jahren wieder in die alte Heimat zurück, schon von weitem von der Höhe herab wie eine liebe Bekannte die große Zitterespe, deren silberig schimmernden Blätter schon bei dem leisesten Luftzug wie lustige kleine Fähnlein im Winde flatterten.

In der Dorfschule

Einer Persönlichkeit muß ich noch gedenken, die eine ganz bedeutende Rolle in unserer Kindheit gespielt — unseres Dorfschullehrers.

Er war ein Original im wahrsten Sinne des Wortes. Groß, breit-schulterig, von mächtigem Gliederbau und ungeheurer Korpulenz, mit einer machtvollen Stimme begabt, die zu Zeiten wie Posaumentöne des jüngsten Gerichts an unser Ohr schlugen. Wenn uns morgens das Glöckchen zur Schule rief, im Sommer schon um 6 Uhr, im Winter um 8 Uhr, und wir in der Schulstube versammelt waren, Mägdelein und Buben, und die Wogen der fröhlichen Unterhaltung an die alten Wände brandeten, daß diese fast ins Wanken gerieten und man vor lauter Schreien und Schwätzen sein eigenes Wort nicht verstand — — — wenn dann urplötzlich des Lehrers Gestalt unter der Tür erschien, den Türrahmen fast ganz ausfüllend, wenn der Blick seiner scharfen Augen die Versammlung überflog — da war wie mit einem Zauberschlag aller Lärm verstummt und eine Stille trat ein wie in einer Kirche.

Hatte er seinen langen blauen Gehrock an und die schwarze Schirmmütze auf dem kahlen, nur von einem Kranz weißer Haare eingefassten Kopfe, so stand kein gut Wetter im Kalender, und es hieß die Ohren steif halten.

Hatte er aber seine Joppe von unbestimmbarer Farbe an, hatte er sein gestricktes Hauskäppchen aufs Ohr geschoben und die lange Pfeife im Mund, da wußten wir, daß das Barometer auf schön Wetter stand.

Seine gute oder schlechte Laune wurde auch manchmal dadurch bestimmt, was die Frau Lehrer zu Mittag kochte. Da er am Morgen selbst das Glöckchen zog, das uns zur Schule rief, so war an der Decke und dem Fußboden eine runde, holzverschaltete Oeffnung angebracht, durch die das Glockenseil lief, so daß er von seiner Wohnung im unteren Stock das Seil ziehen konnte. — Diese Verschaltung befand sich gerade an meinem Platz. Da quollen manchmal liebliche Düfte aus dieser Oeffnung herauf, und man konnte es gut unterscheiden, was die Frau Lehrer zu Mittag kochte. Koch es nach Gelbrüben oder Kohlraben, so schien ihn dies nicht so sehr zu freuen, noch es aber nach Kalbsbraten oder Schweinsknochen und Sauerkraut, so wurde seine Stimmung zusehends heiterer. Dann machte er seine Witze und Spässe mit uns, und das Lernen und die Wissenschaft ging nochmal so gut in unsere Köpfe ein, als wenn er, wie dies auch öfter geschah, in der Schulstube auf und abstampfte und so gewaltig mit uns schrie, daß das Türmchen oben auf dem Dach manchmal ins Wackeln geriet, und wenn es sich im Lauf der Jahre nun ein wenig zur Seite geneigt hat, so ist daran nicht zum wenigsten die Donnerstimme unseres alten Lehrers schuld.

In solch einer vielklassigen Schule — er war der einzige Lehrer im Dorf — gab es gewiß viel Arbeit und Verdruß für den Lehrer, und es gab manche unter uns, an denen, wie man sagt, Hopfen und Malz verloren waren — aber wir verstanden uns doch sehr gut mit unserm Lehrer und

hatten vor ihm einen heiligen Respekt. Er stellte hohe Anforderungen an uns und duldete keine Schlappeheit; denken mußten wir lernen und pünktlich und gewissenhaft arbeiten, und wenn er uns auch manchmal, besonders vor der Schlußprüfung im Frühjahr, weit über die erlaubten Grenzen anspannte, wir lernten ja für uns, wenn auch vielleicht dabei sein Ehrgeiz, die Note 1 für seine Schule zu erhalten, eine nicht unbedeutende Rolle spielte. — Aber einige Eigenheiten hatte er, mit denen wir uns nicht recht befreunden konnten, er schien uns allwissend und allgegenwärtig zu sein wie unser Herrgott selber. Nichts blieb ihm verborgen — nirgends war man vor ihm sicher — so, als hätte er hundert Augen und Ohren.

Er hatte fünf Geißen, schöne gepflegte Tiere. Jeden Nachmittag den Sommer über konnte man ihn sehen, in der einen Hand den Stock, in der andern die lange Pfeife, begleitet von seinen fünf Geißen, die lustig meckernd und rechts und links die Blätter und zarten Kräuter abzupfend, um ihn her sprangen. Manchmal wenn sie sich gar zu lang bei dem Naschen der zartesten Gräser verweilten und zurückblieben, drehte er sich um und rief lockend: „Geiß komm — Geiß geh nach!“

Auf diese Weise kam er überall hin in Feld, Wald und Wiese, und da er außerordentlich scharfe Augen hatte, so konnte ihm nichts entgehen. Und wie die alte Sagen-gestalt des Pan die Hirten erschreckte, wenn er unversehens hinter einem Gebüsch auftauchte, so schob sich, wenn man ahnungslos im Schatten ein wenig ausruhte, ein gehörnter Geißenkopf zwischen dem Gebüsch hervor — und wo die Geißen waren, war auch er nicht weit.

Waren wir auf der Suche nach Erdbeeren oder Brombeeren und liefen dabei einmal über ein verbotenes Feld oder Wiese, das Gras zertretend — so wußte er es sicher am andern Morgen. Hatte man sich einmal ein paar saftige Rosenwasser oder Bergamotten unter irgend einem Baum aufgelesen — wir hatten ja sonst sehr strenge Begriffe von Mein und Dein, aber bei diesen köstlichen Rosenwassern machte man gern einmal eine Ausnahme — also saß man dann selbender an einem „Rech“ und wollte die gefundene Birne gemächlich verzehren, gleich waren die Geißen wieder da und schlugen einen in die Flucht.

Dem „Auge des Gesetzes“, das heißt unseres Feldschützen, entging manches — aber dem unseres Schullehrers schlechterdings nichts. Er wachte über uns, sozusagen allstündlich wie ein guter Hirte über seine Lämmer, aber wir hatten damals kein rechtes Verständnis dafür.

Ein ungünstiges Vorurteil hatte er gegen die alten Volkslieder, wie sie die Burschen und Mädchen sangen, wenn sie abends in langen Reihen durch das Dorf spazierten. Wir hatten einige unserer Mariann abgeläuscht, und als wir eines schönen Tages mit ihr zusammen am Buchholz Gras holten und uns nach getaner Arbeit ein wenig ausruhten, da sangen wir mit tiefem Gefühl zweistimmig das schöne schwäbische Volkslied: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber nit“.

Plötzlich tauchte hinter uns aus den Buchenhecken der Kopf unseres Lehrers auf, und wir bekamen solch einen Schreck, daß wir jählings verstummten. Er sagte nichts zu uns, aber am andern Morgen gab es allerlei Anspielungen in der Schule von Lumpenliedchen singen, die nur wir verstanden.

Das Singen war seine schwächste Seite, aber gerade diesem Fach widmete er die meiste Zeit:

Noch denke ich an diese denkwürdigen Singstunden, die er mit uns in seiner Wohnung in der guten Stube abhielt. Dort stand gegenüber einem roten Plüschkanapee, das uns Schulkindern als der Inbegriff aller Eleganz

und Vornehmheit erschien, ein großes Tafelklavier mit etwas klimperigem Ton. Ueber dem Klavier hing ein ovaler Spiegel in breitem Goldrahmen. Nun mußten wir nach der Melodie, die uns der Herr Lehrer mit einem Finger auf dem Klavier vortippte, unsere Lieder singen.

Was unsern Stimmen an Wohlklang und Reinheit des Tones gebracht, suchten wir durch lautes Schreien auszugleichen, besonders die Buben im Hintergrund brüllten, daß die Scheiben klirrten. Das Lied „Stimmt an mit hellem hohen Klang“ war eins seiner Lieblingslieder, weil man da so recht aus vollen Lungen singen konnte.

Einmal trieben die Buben hinter seinem Rücken allerlei Spässe und Allotria, indem sie sich auf das rote Plüschkanapee setzten und Fratzen schnitten — aber es sollte ihnen übel bekommen, denn seine scharfen Augen hatten die Unarten im Spiegel gesehen, und unversehens hatten die Missetäter rechts und links einen Backenstreich sitzen, daß es nur so knallte —, dann spielte er ruhig und gelassen seine Melodie wieder weiter.

War die Singstunde beendet, so marschierten wir unter der flotten Weise des Liedes: „Hinaus in die Ferne —“ in geschlossenen Reihen die Treppe wieder hinauf in unsere Schulstube.

Die Uhr im kleinen Turm mußte jeden Morgen aufgezogen werden; dies besorgten stets ein paar kräftige „Oberklässer“, denn es erforderte immerhin einen ziemlichen Aufwand von Kraft, die schweren Steine wieder in die Höhe zu ziehen. Dabei mußte man an einem Bretterverschlag vorbei, dem „Katzenkammerle“. Es hatte kein Fenster, nur eine viereckige Oeffnung, die mit einem Schieber geschlossen werden konnte, meist aber offen stand. Dort an der inneren Wand, aber so, daß man es noch bequem erreichen konnte, hing ein Sack mit gedörrten Schnitzen und Zwetschen.

Nun ist es bekannt, daß solch ein Schnitzesack eine große Anziehungskraft auf Kinder ausübt — so auch hier. In den Balken des Türmchens wurde beraten, wie man sich diese Schnitze auf unauffällige Art aneignen könnte. Mit einer kleinen Schere, die der „Schuhmacherschaan“ in der Hosentasche mitbrachte, wurde ein rundes Loch in den Sack geschnitten, so groß, daß man die Schnitze so sachte herauskribbeln konnte, jeden Tag eine Handvoll; aber es mußte so aussehen, als hätte ein Maus das Loch in den Sack gebissen. Der Inhalt des Sackes nahm täglich ab, und als eines Tages die „Frau Schullehren“ Schnitze kochen wollte zu ihren Dampfnudeln, da war der Sack um ein erhebliches leichter geworden. Das Loch sagte ihr genug.

„Daß doch die Lumpemäus em alles fresse müssen“ — meinte sie verdrießlich — „do muß ich die Katz rei(n)sperre —“

Am andern Tag war die Luke geschlossen und die Katze miaute drinnen — so war den Schnitzdieben das Handwerk gelegt. —

Der März war der schlimmste Monat in unserer Schulzeit, denn da fanden die Prüfungen statt und wir arbeiteten schon von Weihnachten ab mit Hochdruck. Von acht Uhr morgens bis um zwölf mußten wir in den Bänken sitzen, und kaum hatten wir zu Mittag gegessen, so rief das Glöckchen schon wieder in die dumpfe Schulstube, die wir dann erst, wenn es schon bald dämmerte, verlassen durften.

Und es kam die Vorfrühlingszeit, das Ballspiel, das Knöppeln und das Glickerspiel — wo sollten wir denn dafür die Zeit noch hernehmen, denn war man in der Schule fertig, so hatten wir noch einen Berg von Hausaufgaben zu bewältigen. O wie sehnten wir den Prüfungstag herbei, obschon wir ihn auch wieder fürchteten.

Endlich war der große Tag erschienen. Die Schulstube war festlich hergerichtet, der Fußboden und die Bänke frisch gescheuert, die zahlreichen

Tintenflecke ausgetilgt, die Tintengläser gesäubert und frisch gefüllt, die Fenster blank geputzt. An den Wänden hingen lange Girlanden und runde Kränze, aus Moos, Buchs, Schlangenmoos und Efeu gebunden, mit roten, blauen, grünen, lila und weißen Rosen verziert, die meine Schwester Elisabeth und ihre Freundin Lisette aus Fliespapier kunstvoll hergestellt hatten. Wir alle kamen in unserm besten Sonntagsstaat, sauber gewaschen und gekämmt, mit steif geflochtenen Zöpfen, die Haare mit Pomade glatt gestrichen, damit ja kein Härchen vom Kopf wegstrebe, reine Sacktüchlein in der Tasche, die Schiefertafel frisch geputzt, Griffel und Bleistift gespitzt und die Bücher in sauberes Papier eingebunden.

So sahen wir und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Auch der Herr Lehrer hatte heut sein Sonntagskleid angezogen, doch lief er aufgereggt hin und her und eine nervöse Unruhe schien ihn zu plagen. Es ging das Gerücht, daß außer dem Herrn Inspektor und dem zweiten Herrn Pfarrer auch noch der Herr Bezirksamtmann von Bergzabern die Prüfung besuche, und das war für uns gleichbedeutend, als wenn der König der Prüfung beiwohnen würde.

Nun wurden Posten aufgestellt, die die Ankunft der Herren melden mußten, wenn sie am Eingang des Dorfes sichtbar wurden. Unterdessen musterte der Herr Lehrer mit kritischen Augen seine Schar. Einige von wegen Reinlichkeit nicht ganz einwandfreien Schüler mußten ihre Hände vorzeigen und wurden schleunigst nochmals nach dem Dorfbrunnen beordert.

Da kam der Bote keuchend und schnaufend die Treppe herauf gestolpert und, in seiner Aufregung in seinen gewohnten Dialekt verfallend, schrie er: „Sie kummen — sie kummen — de Inschbektter, zwee Parre — de Borgemeeschter un noch e annerer, ich glääb, des isch de Amtmann —“

Schwapp — flog ihm rechts und links das Heft um die Ohren, das der Herr Lehrer in der Hand hielt.

„Sprich deutsch!“ — herrschte er ihn an — „und dann heißt es: „der Herr Bezirksamtmann“ — Du Lümmel!“

Heulend suchte der Gemahregelte seinen Platz wieder auf.

Angstvolle Stille herrschte und unsere Herzen schlugen bang in Erwartung des Kommenden.

„Wir singen nun einen Choral“, sagte der Lehrer — „Wie soll ich ich dich empfangen —“ Eifriges Blättern im Gesangbuch und allgemeines Erheben von den Sitzen, und

„Wie soll ich dich empfangen?“

Heil aller Sterblichen!

Du Freude, du Verlangen

Der Trostbedürftigen — —“

In Unbetracht unserer etwas gedrückten Stimmung klang das Lied nicht in altgewohnter Kraft und Wucht durch den Raum.

Der Herr Lehrer fuchtelte mit beiden Händen in der Luft — —

„Was ist denn das für ein Gepiepse? Ihr habt wohl eure Kartoffeln vom Mittagessen noch im Halse stecken!“

Und er begann, sein rot und weiß gemustertes Schnupftuch in der Hand haltend, kräftig den Takt zu schlagen, und mutig fielen wir ein und sangen, von seiner etwas rauh klingenden, aber machtvollen Stimme unterstützt, mit dem ganzen Aufwand unserer Lungen das Lied zu Ende.

Schon beim zweiten Vers öffnete sich die Tür und die Herren in feierlich schwarzem Anzug traten sachte ein, einer nach dem andern. In unserm Gesang kam eine leise Stockung, doch winkte der Herr Inspektor mit der Hand, daß wir weiterfahren sollten.

Als wir fertig waren, begrüßte der Herr Lehrer ehrerbietig die Angekommenen.

„Wir haben nur noch das Lied durchprobiert“, sagte er entschuldigend zu dem Herrn Inspektor. Nun wurde von der Schülerin, die zu oberst saß, das lange, vorgeschriebene Schulgebet gesprochen, und die Prüfung begann.

Zuerst waren wir noch ein wenig ängstlich und befangen durch die Anwesenheit so vieler Fremden, denn mein Vater mit einigen Pfarrern aus der Umgegend hatten sich noch eingefunden, aber alle waren so freundlich zu uns, daß wir bald unsern Mut wieder zurückgewannen.

Das Rechnen verlief glänzend, besonders das Kopfrechnen; auch der Aufsatz brachte uns viel Lob ein. In der Geschichte gab es einige Entgleisungen, weil einer die Daten verwechselte und die Regierungszeit Pipins des Kurzen in den Dreißigjährigen Krieg verlegte — was wir aber in der Geographie und Naturgeschichte wieder auswehten.

Das Gesicht unseres Lehrers wurde immer strahlender und als wir am Schluß noch das Lied sangen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall —“

da gaben wir unserer Freude über die wohlüberstandene Prüfung in solch lauten Tönen Ausdruck, daß die Herren sich lachend die Ohren zuhielten, und der Lehrer nach dem zweiten Vers schon abwinkte. Vergnügt nahmen wir unsere Prüfungsbrezel in Empfang, die der Herr Vikar lächelnd uns austeilte, und in gehobener Stimmung verließen wir die Schulstube in dem freien und frohen Gefühl, eine schwierige Aufgabe glücklich zu Ende geführt zu haben.

Auch unser Lehrer war in sehr zufriedener Stimmung: er hatte wie jedes Jahr die Note I erhalten.

Große Wäsche

In früherer Zeit wurde in den großen bürgerlichen Haushaltungen nur zweimal im Jahre große Wäsche gemacht — im Frühjahr und im Herbst (die kleinere Hauswäsche wusch man öfter, je nach Bedarf). Dies hatte seinen Grund darin, weil die großen Wäschestücke gebauht werden mußten, und dies war ein ziemlich umständliches Verfahren. Dann waren auch die Leinenvorräte bei unsern Eltern und Großeltern in viel größerer Anzahl vorhanden als bei der heutigen Generation.

Da waren die großen Leinenschränke angefüllt von unten bis oben mit Leinenzeug aller Art — von den groben „wergenen“ Tisch- und Betttüchern und dem blau-weiß oder rot-weiß gewürfelten Bettkölsch an bis zu dem seidig glänzenden schneeweißen Damastgeweben aus feinstem Flachsgespinnst. Auch an Leibwäsche hatten die Frauen und Töchter unserer Großväter einen weit größeren Vorrat, als dies heute üblich ist. Da bekam so eine Tochter, wenn sie sich verheiratete, zu ihrem Heiratsgut mindestens sechs Duzend Hemden mit, alle aus feinstem selbstgesponnenem Flachs, selbst genäht mit der Hand, mit kleinem rundem oder eckigem Halsausschnitt, mit Handhohlsäumen verziert, viele mit langen Ärmeln bis zum Handgelenk reichend.

Auch die Herren trugen nur Hemden aus handgesponnenem Flachseinen mit festgenähtem Kragen und Ärmelbündchen und gefältelter Brust.

Diese Art Wäsche hielt ein ganzes Menschenalter aus und war auch dafür bestimmt.

Zweimal im Jahre wurde auch bei uns große Wäsche gehalten. Da standen vier bis fünf Waschfrauen um die großen Bütten und Züßer

in der Waschküche, und die Waschmaschine, eine riesige Trommel aus Zinkblech, durch Wasserkraft getrieben, trat in Tätigkeit.

Vier bis fünf Tage dauerte diese Wäscherei. — Da war ein Einlegetag, ein Bauchtag, ein Reibtag, ein Bleich- und ein Trockentag.

Das „Bauchen“ geschah auf folgende Weise: Ueber den Zuber, in dem sich die Wäsche befand, wurden einige Stangen gelegt, darüber wurde ein Tuch gebreitet, das sogenannte Aeschertuch. In dieses Tuch wurde Holzasche geschüttet — aber es durfte keine Eichenholzasche sein, weil solche die Wäsche braun färbte. Ueber die Asche wurde nun kochendes Wasser geschöpft, bis die Wäsche ganz mit dieser Lauge bedeckt war; nach einiger Zeit wurde die Lauge abgezapft, wieder kochend gemacht und abermals über die Wäsche gegossen; dies wiederholte sich einige Male. Dies Verfahren machte die Wäsche sauber und weiß, ohne sie im geringsten anzugreifen.

Eine tüchtige Hausfrau mußte in jener Zeit auch das „Bauchen“ verstehen, und ein alter Spruch sagt, daß ein Mädchen nicht eher heiraten sollte, als bis sie drei Dinge in einem Tag fertig bringen konnte: „Baden — Bauchen und ein Mannshemd nähen“ — natürlich von der Hand.

Am Bleich- und Trockentag waren alle Wiesen am Bach entlang mit Wäsche belegt, und Vater und Onkel gingen verdrießlich einher, weil sie keinen Platz hatten, um ihre Pappdeckel zu trocknen; mußten sie doch ihre schönsten Trockenwiesen heute der Hausfrau überlassen.

Eine kleine tragikomische Geschichte, die an solchem Waschtage passierte, will ich hier erzählen: Eine von den Waschfrauen aus Annweiler, die schon jahrelang bei uns diese Arbeit verrichteten, als besonders gern das Leib- und Nationalgericht der Pfälzer, „Sauerkraut und Leberknöpp“, und da Mutter ihren Leuten, deren Tüchtigkeit sie schätzte, gern einen Wunsch erfüllte, und die übrigen Hausbewohner diesem vortrefflichen Gericht durchaus nicht abgeneigt waren, so wurde es an dem Reibtag auf den Speisezettel gesetzt. Damit die vielen Esser auch richtig satt wurden, holte Gertrud noch einen kleinen Vorderschinken aus der Rauchkammer und stellte ihn zum Kochen bei. Den ganzen Morgen schaffte sie in der Küche, um die Leberknödel nach allen Regeln der Kunst zuzubereiten. Als es Mittag war, da türmten sich Berge von Leberknödeln auf den drei Platten, mit feingeschnittenen braungebratenen Zwiebeln überschmälzt; zwei davon kamen auf den allgemeinen Tisch und die dritte war für die Waschfrauen bestimmt, und auf dem Herd warmgestellt, weil diese in der Küche aßen.

Bawett wurde in die Waschküche geschickt, die Frauen zu rufen, und Gertrud hatte am Tisch bei den Leuten zu tun. — Aber wie dies bei Frauen Brauch, man kam in der Waschküche noch ein wenig ins Plaudern und die Küche blieb eine kleine Weile ohne Aufsicht.

Da kam Sultan um die Ecke geschlendert und hob witternd die Nase in die Höhe — welche liebliche Düfte drangen da aus der nur angelehnten Küchentür! Schon eine ganze Zeitlang hatten sie ihm die Nase umweht und umschmeichelt, und nun bot sich solch günstige Gelegenheit, der Sache näherzutreten.

Er drückte die Küchentür auf und sah die volle Platte auf dem Herd stehen.

Zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt, daß er kein Dieb und Näscher war, aber beim Anblick dieses Götterrafes war die Versuchung doch zu groß für seine brave Hundeseele — und, die Vorderpfoten auf den Stuhl

in der Ecke stellend, reichte seine große Schnauze gerade bis zur Platte, und er machte sich darüber her und fraß die Leberknöpp mit „Stumpf und Stiel“ — — — — —

Da hörte er ferne Stimmen, und er fand es geraten, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, ehe die rächende Nemesis heranträte in Gestalt von vier handfesten Waschweibern.

Lustig schwatzend und schon im Vorgeschmack des guten Mittagessens schwelgend, betraten diese die Küche und — sahen die Bescherung — eine vollständig leergeschleckte Platte stand einsam zwischen den Töpfen auf dem Herd, nur ein paar schaumige Krümel und Bröckchen und ein paar braune Zwiebelreste zeugten von verschwundener Herrlichkeit.

Groß war der Schreck — noch größer die Entrüstung; ein Glück, daß noch ein tüchtig Stück Vordereschinken im Kraut steckte und vom allgemeinen Tisch ein paar Ueberreste an Leberknödeln herauskamen, da hatten die um ihren Genuß Betrogenen wenigstens einen kleinen Nachgeschmack von der Vortrefflichkeit des verlorenen Gerichtes.

Dem Sultan wurde aber Rache geschworen und vier „stumpfige Besen“ warteten in der Waschküche auf sein Erscheinen — aber aus einem gewissen Instinkt heraus ließ er sich über die ganze Dauer der großen Wäsche bei Tage nicht mehr blicken.

Dom Hanf

Wenn der Wald sich bunt färbte und der Wind rauh über die Stoppeln fuhr, da gab es für uns Kinder vermehrte Arbeit. Da mußte alles, was den Sommer über gewachsen und gereift war, eingebracht werden unter Dach und Fach. Zu den Arbeiten gehörte auch das Hanfrupfen, bei dem wir fleißig mithelfen mußten. Fast jedes Jahr wurde bei uns ein Acker mit Hanf gepflanzt, damit die Mägde im Winter etwas zu spinnen hatten. Das feinere „Tuch“, wie man die Leinwand im Volksmund auch nannte, wurde zu Tisch- und Betttüchern für den täglichen Gebrauch verwendet, nachdem es schön weiß gebleicht war — das grobe ungebleichte aus Werg gab „Aeschertücher“, Wagenplanen, Säcke usw. Ein Teil davon wurde auch indigoblau gefärbt für Arbeitskleider und Schürzen.

War der Hanf reif und fing an gelb zu werden, so wurde er gerupft. Vorher schon wurde er gefemelt oder gefimmelt — das war, daß die männlichen Pflanzen, die man an einer etwas weißlichen Färbung erkannte, und auch dünnere Stengel hatten, entfernt und bis auf weiteres zurückgestellt wurden — die übrigen samentragenden blieben noch eine Zeitlang stehen. Dann wurden die hohen schlanken Stengel einzeln ausgerupft, in Bündel zusammengebunden und immer fünf bis sechs solcher Bündel gegeneinandergelehnt, aufrecht in die Höhe gestellt zum Dörren.

Nach einigen Tagen wurde der Samen, aus dem später Öl geschlagen wurde, ausgeklopft auf großen Tüchern, sogenannten Blachen. Danach kamen die Stengel auf eine nasse, etwas sumpfige Wiese, wo sie dünn ausgebreitet wurden, zum „Reizen“, damit das Holz morsch wurde und der Bast sich gut ablöste. — Nach drei bis vier Wochen brachte man die Hanfstengel zum Dörren ins „Brechloch“. Dies war eine tiefe Grube von einigen Metern Durchmesser, die aber von einer Seite einen Eingang haben mußte. Oben auf dieser Grube lagen Leitern, auf denen der Hanf ausgebreitet wurde. Auf dem Boden der Grube wurde ein Feuer unterhalten, dessen Flammen aber nicht hoch schlagen durften, damit der oben liegende Hanf kein Feuer fing, und das nur von einem ganz zuverlässigen Mann besorgt werden konnte.

Vom Feuer weg kamen die Stengel noch warm in die Brech, wo sie zu kleinen Stücken zerbrochen wurden, um die Fasern vom Holz zu lösen, und dann wieder zwei Stunden in den warmen Backofen, wo sie nochmals geröstet wurden.

Aus dem Backofen kamen sie in die Dulph. Dies war ein bankartiges Gestell mit Längslatten, die sich ineinander schoben und die man an einem Handgriff auf- und niederklappen konnte. Durch diese Latten wurde der Hanf gezogen und vor jedem Auf- und Niederklappen tüchtig geschüttelt, sodaß die Faser von den holzigen Teilen, Acheln genannt, vollständig befreit wurde. Die sauberen Hanffasern wurden dann handvollweise zusammengedreht und kamen in die Reibemühle. Dies war ein Kollergang mit runden Steinen, die sich flink im Kreise drehten. Die Frauen, die den Hanf immer wieder undrehten, mußten sehr flink und geschickt sein, damit ihnen die Finger nicht zerquetscht wurden. Durch das Reiben wurde die Hanffaser zart, weich und geschmeidig.

Nun erst kam der Hanf zum Hechler; bei uns im Dorf war es der alte Günther, der ihn durch die Hechel, ein mit spitzen Stacheln besetztes Brett, zog, wo die langen Fasern ganz fein und silberglänzend wurden. Diese wurden dann zu Doeken zusammengelegt und waren spinnfertig. Was zurückblieb, war das Werg, das, zu Wickeln gedreht, auch versponnen wurde, nur daß es einen gröberen Faden ergab.

War das Garn gesponnen, so wurde es gebauchet und am Bach tüchtig geschwenkt und mit hölzernen Schlegeln geklopft, damit es weich und geschmeidig wurde, und nachdem es getrocknet war, dem Weber übergeben. Die fertig gewebte Feinwand, die je nach der Garnmenge viele Meter lang war, wurde noch mehrere Mal gebauchet und auf dem Rasen in der Sonne gebleicht. Erst dann war die Feinwand fertig zum Vernähen.

Gespensstergeschichten

Im Magazin standen zwei seltsam geformte Körbe aus grauen Weiden geflochten. Der größere, der über einen Meter hoch war, hatte einen weiten Bauch und einen engen Hals: das war der Schnitzkorb für die gedörrten Apfel- und Birnenschnitze; der andere, kleiner und etwas schlanker gebaut, war der Korb für die gedörrten Zwetschen. An diese Körbe knüpfen sich liebe Erinnerungen, denn jedesmal, wenn wir das Magazin betreten durften, tat Mutter oder Gertrud einen Griff in einen dieser Körbe hinein und füllte uns die Taschen und Schürzen mit dem süßen, köstlich schmeckenden Dürrobst.

In reichen Obstjahren waren diese Körbe gefüllt bis an den Rand. Das geringere Obst wurde gekeltert für einen Hastrunk für die Leute; das feine Tafelobst, Reinetten und Schläfer, wurde gebrochen und in der großen Apfelmutter auf Stroh gelegt für den Winter; die Sorten, die sich besonders zum Dörren eigneten, geschält und geschmitzt.

Dies geschah an den langen Herbstabenden, wenn die übrige Arbeit getan war. Da versammelte sich alles im Pressaal, Mutter, Gertrud und die Mägde, auch oft die Mutter von Gottfried, die alte Herschelsen. Unkel, Gottfried Schäfer, der Mühlknecht und wer noch gerade im Haus war, kamen auch dazu, rauchten ihre Pfeifen und leisteten Gesellschaft.

Im Ofen brannte ein lustiges Feuer, denn es war schon recht rauh und kalt draußen und es ging dem Winter zu. — Gertrud hatte einen großen steinernen Krug voll Bizler aus dem Keller geholt und es wurde eifrig geschafft, getrunken und erzählt. Wir Kinder durften auch auf-

bleiben und die fertigen Apfel- und Birnenschnitze oder auch Zwetschen auf lange Horden setzen, die dann am andern Morgen, nachdem das Brot gebacken war, in den Backöfen geschoben wurden.

Da wurden nebst allerlei andern Gesprächen auch Gespenstergeschichten erzählt, und die hörte ich für mein Leben gern. — Die Mutter von Gottfried steckte voll davon, vom Scheitel bis zur großen Zehe. Sie wohnte bei ihrem Sohn und hatte in seinem Haus „am Bächl“ im Oberstod eine schöne geräumige Stube inne.

Oft besuchten wir sie da — es stand ein großes Himmelbett drin mit einem bunt geblühten Kattunvorhang, was mir besonders gut gefiel. Von ihrem Fensterplatz aus, wo sie meistens saß, wenn sie nicht bei uns im Garten arbeitete, hatte sie einen weiten Blick über das ganze Wiesental, auf die Mühle und den Wald und einen Teil der Straße.

Dort nähte sie grobe Arbeitshemden und Kittel für Männer und Frauen, und bei dieser Arbeit in der beschaulichen und friedlichen Einsamkeit ihres Stübchens hatte sie Zeit, über allerlei nachzudenken, woran andere Leute ihres Standes gleichgültig vorübergingen.

Neben sich auf dem Tisch hatte sie stets ihre alte Bibel liegen, in der sie eifrig las und die sie halb auswendig wußte. Und wenn sie in der Nacht nicht schlafen konnte, so stand sie an ihrem Fenster und lauschte den mannigfachen Stimmen der Natur in der Nacht, und da sie eine reiche Phantasie und eine gute Beobachtungsgabe hatte, so hörte und sah sie manches, was andere nicht beachteten, und suchte ihren Beobachtungen irgend eine Erklärung zu geben, die sie aus dem geheimnisvollen Dunkel einer übersinnlichen Welt herleitete. Sie kannte die Stimmen der Vögel und wußte sie oft mit irgend einem frohen und traurigen Ereignis in Verbindung zu bringen, und wenn in dunkeln, stürmischen Herbstnächten am Buchholz ein Käuzchen schrie, so stand es bei ihr fest, daß im Dorf bald eins stirbt. — Auch konnte sie Warzen mit Sympathiemitteln verschwinden machen und den „Wurm am Finger“ durch „Besprechung“ heilen, und Tee und heilsame Kräuter wußte sie für allerlei mögliche Gebreche.

So sprach sie auch immer von einer Geldglut in einer Ecke unseres Gartens gegen die Brücke zu. In finsternen Nächten sähe sie diese von ihrem Fenster aus. Zuerst nur ein kleines Flämmchen, das hoch geht und wieder verschwindet wie ein Licht — aber jeden Abend wird es größer bis es eine ganze Glut bildet, die hell durch die Nacht leuchtet wie ein Feuer und dann mit einem Schlag wieder verschwindet.

Die Erklärungen von Mutter, daß es wohl von einem Feuer herrühre, das die Kinder dort gemacht, und das vom Wind angefacht, nochmals aufgelodert wäre und weitergeglüht hätte, ließ sie nicht gelten. Nein, sie hätte geträumt, dort wäre ein Schatz vergraben, und wem er beschieden wäre, der würde zuerst ein kleines Geldstück dort finden.

Nun wollte es der Zufall, daß Mutter einmal einen Groschen dort fand, und dies ließ Göpfert, dem Gärtner, keine Ruhe.

Er grub und rigelte das ganze Quadrat um in einer ziemlich beträchtlichen Tiefe, und suchte eifrig nach dem Schatz, doch zu seinem großen Verdruß war alles Suchen vergebens. Aber einen Erfolg hatte seine Arbeit — die Gelbrüben und Kraut- und Wirsingköpfe, die im nächsten Jahr dort gepflanzt wurden, erreichten eine nie dagewesene Größe.

Auch einen Bannspruch wußte die Herschelsen, den sie aber nur ihren eigenen Leuten mittheilte. Wenn der Gottfried in den Wald fuhr, Holz oder Streuwerk zu holen, so zog er, bevor er den Berg hinauf seiner Arbeit nachging, um seine Sachen, die er unten zurückließ, einen großen Kreis — darüber sprach er dann seinen Bannspruch, den ihn seine Mutter.

gelehrt. Nun würde ein jeder, der diebische Absichten hatte und diesen Kreis betrat, sich nicht mehr von der Stelle rühren können, bis er von Gottfried wieder losgesprochen wurde.

Eine andere Geschichte ist mir noch gut im Gedächtnis, die Gottfried einmal passierte, als er in einer finsternen Dezembarnacht mit einem Wagen voll Pappdeckel nach Pirmasens fuhr und plötzlich um Mitternacht rum im Bürgerwald am „Baurefelse“ landete.

Den Einwand, daß er ja wohl geschlafen hatte, und die Pferde dann den oft gegangenen Seitenweg nach dem Bürgerwald einschlugen, ließ er nicht gelten. — Nein da waren Hezen am Werk; denn schon in Rinnthal wäre ihm immerfort so etwas Weißes um den Wagen herumgewischt und die Augen wären ihm auf einmal so schwer geworden, wie wenn man sie ihm zgedrückt hätte, und er wäre nur ein klein wenig eingenickt, und er kam erst wieder zu sich, als die Pferde stillstanden — „am Baurefelse“. Vergeblich waren alle Aufklärungsversuche — er blieb bei seinem Glauben, die Gäul waren verhext gewesen, denn es war auch gerade in der „langen Nacht“, wo es ohnehin an allen Ecken und Enden spukte, passiert.

Nach diesen gruseligen Geschichten kamen sie dann noch auf den Krieg zu sprechen, anno siebzig — und Gottfried erzählte unter anderem auch vom Einzug in Paris, den er als bayerischer Landwehrmann mitgemacht hatte. Und als ihn einer aus dem Kreis fragte: „Ja, was hochst dann als in Deine freie Zeit in Paris gemacht?“, da antwortete Gottfried, an seiner Pfeife saugend, etwas in Gedanken verloren: „Ha — do bin ich als s Dorf nab gange —“

Ein schallendes Gelächter folgte diesen Worten, und seitdem trug er den Spitznamen „de Bariser Dorfknecht“.

Das Haus schlachten

Weil unser Haushalt groß war und viele Personen umfaßte, die alle einen gesegneten Appetit besaßen, so mußte stets für reichliche Zufuhr gesorgt werden. Es wurden deshalb jährlich sechs Schweine gezogen und gemästet, die alle, sobald sie die gewünschte Schwere, zwei Zentner und noch darüber, erreicht hatten, für den Hausbedarf geschlachtet wurden; zwei um Martini, wenn es anfang kalt zu werden, zwei kurz vor Weihnachten, damit man über die Feiertage etwas zum Kochen hatte, und zwei an Fastnacht, wenn von dem vorigen nichts mehr übrig war als die Hinterschinken, die für besondere Gelegenheiten in der Rauchkammer aufgehoben wurden.

Das Schlachten, in der heimatlichen Gegend „Metzeln“ genannt, besorgten „Müllers Buben“ — das war ein altes Herkommen in der Mühle —, ihr Vater, Herr Müller, hatte schon der Großmutter die Haus-schlachtungen besorgt und nach seinem Tode war dies Geschäft auf seine Söhne übergegangen.

Es waren drei, der „Schorsch“, der „Jakob“ und der „Friedrich“ — große, stattliche, kräftige Gestalten, mit dem Mutterwitz und dem gesunden Humor begabt, der den echten Pfälzern eigen; auch ihr Geschäft verstanden die drei ausgezeichnet.

Schon am Vorabend des Schlachttages wurde eifrig vorgerichtet, und wir Kinder halfen nach Kräften mit. Da mußte der große Kessel in der Waschküche mit Wasser gefüllt werden, um die Sauen am andern Morgen zu brühen, da wurden ganze Berge Zwiebeln geschält, Majoran auf dem Herd geröstet und fein zerrieben für die Leberwürste, Koriander

im Mörser zerstoßen für Bratwürste. Der große Kupferkessel, der sonst nur noch zum „Draumus“ kochen verwendet wurde, wurde blitzblank gescheuert zum Würstekoche, und diese Vorbereitungen waren allemal ein Fest für uns Kinder. — Einmal wären wir aber fast um die Freuden des Schlachtens betrogen worden und dies trug sich so zu: Es war kurz vor Weihnachten und zwei fette Borstentiere sollten am andern Morgen ihr Leben lassen. Es war Sonntag und die Leute saßen gerade beim Nachtessen. Da kam eilends der „Hanjokob“ die Treppe heraufgehastet in einem Tempo, das man sonst bei ihm nicht gewöhnt war — ganz atemlos und erschrocken erschien er unter der Thür und schaute ganz verstört drein. „Kommen schnell,“ rief er, „drumme ins Schullehrers Gärtl sin Wildsäu —“

„Warum nit gar —,“ rief Schäfer lachend, „ich glaab, Hanjokob, Du hoscht eens iiver de Dorscht gedrunke!“

„Meiner Seel — so wöhr ich do steh —,“ beteuerte der Hanjokob; „wann ich eich sag, 's sein Wildsäu — ich heb se doch grunze höre, sie wühlen 's ganze Gärtl um —“

Weil man gerade um diese Zeit allenthalben hörte, daß die Wildschweine so überhand genommen hatten und den Leuten die Aecker zerwühlten, so wurden die Leute doch stutzig, und die Aufregung und das Jagdfeber kamen nun auch über sie. Mit kräftigen Flüchen sprangen sie vom Tisch auf, ihr Essen im Stich lassend, und suchten nach geeigneten Prügeln als Waffen gegen die Wildsäu, denn solchem Viehzeug war nicht zu trauen. Gottfried griff nach einem Presshebel, die andern rannten die Treppe hinunter, um sich in der Scheuer mit Dreschflegeln und Heugabeln zu bewaffnen. Sogar der Dragl, ein Freischärler und Halbinvalide, der bei Rinnthal eine Kugel ins Bein bekam, humpelte hinterdrein. Auch wir wollten uns anschließen, aber Mutter sprach ein energisches Nein — das wäre nichts für Kinder und außerdem sei es stockfinster. Sie nahm die Alarmanmeldung etwas mißtrauisch auf und schüttelte den Kopf — daß Wildschweine so nahe ans Dorf herunterkommen sollten, schien ihr nicht recht glaubhaft; plötzlich kam ihr ein erschreckender Gedanke: „Um Gotteswillen, es werden doch nicht unser Säu sein, die wir morgen metzle wollen — Kattel!“ rief sie in die Küche, „zünd' schnell die Latern an un guck, ob unser Säu noch im Stall sind —“

Kattel, von einer bösen Ahnung erfaßt, rannte die Treppe hinab, daß ihr die Holzschuhe von den Füßen flogen, und wir alle hinterdrein. Als wir in den Hof kamen und Kattel zum Schweinestall leuchtete, stand die Thür sperrangelweit offen und der Stall war leer.

„Jesses Maria — Madam — 's sin wahrhaftig unsere!“

„Ja, wie ist denn das möglich?“ rief Mutter; „hast Du den Riegel nicht ordentlich geschlossen?“

„Ja doch —,“ verteidigte sich Kattel, „awer schun de ganze Owend waren se so unruhig, weil se kee Fresse meh kriegt hen, und sie hen an ehm fort an de Deer geloddelt —“

„Un do hen se natürlich so lang geloddelt, bis die Deer uff war,“ rief Mutter ärgerlich; „geh — spring' de annere noch und suchen se wieder einzufange — —“

Kattel ließ sich dies nicht zweimal sagen — ihre Holzschuhe zurücklassend, lief sie den Mühlweg runter, immerfort rufend: „Halten se — bewen se — 's sin jo unser Säu —“

Die Wildsäu jäger hatten unterdessen das Wild schon aufgespiirt und umzingelt; aber als der Mond für einen Augenblick aus den Wolken hervortrat, erkannten sie, daß es keine Wildschweine waren, sondern

unsere eigenen, auch von ihnen hochgeschätzten Hausschweine. Friedlich grunzend wühlten diese in den Gelbrüben und Sellerieknollen der Frau Schullehrer, die diese für den Winter hier eingeschlagen hatte, und zer-bissen diese schmatzend. Sofort ging man daran, die Flüchtlinge wieder einzufangen. Schon hatte man sie von der Straße her in einem großen Bogen umstellt und suchte sie sachte in den Mühlweg hineinzutreiben, ihrem Stalle zu; aber Schweine sind nun einmal unberechenbare, eigen-sinnige Kreaturen, die stets das Gegenteil von dem tun, was man von ihnen verlangt. Anstatt dahin zurückzukehren, woher sie gekommen, kam es ihnen mit einem Male in den Sinn, ihre mühsam ertungene Freiheit noch ein wenig zu genießen. Mit sicherem Instinkt hatten sie den schwächsten Punkt der Postenkette, die sie umgab, herausgefunden, nämlich da, wo der Dragl stand — und mit einem machtvollen Grunzen, das wie ein Kampfruf klang, schoß die größere von den beiden auf Dragl zu, schlüpfte behend zwischen dessen gespreizten Beinen hindurch und schlug so eine Bresche, durch die auch ihre Kameradin leicht entweichen konnte. Dragl, der urplötzlich den Boden unter seinen Füßen verloren hatte, fühlte sich etwas unsanft aber weich in einen morastigen Tümpel versetzt, dessen Feuchtigkeit sachte aber unaufhaltsam durch seine Kleider drang.

Und die Sauen waren fort — mit vergnügtem Grunzen galoppierten sie die Straße entlang, Lug zu; das war ihnen ein bekannter Weg noch vom Sommer her, wo sie jeden Morgen mit noch mehreren ihrer Art-genossen diese Straße zogen, wohl behütet von ihrer treuen Hirtin, der alten „Siwylle“. Und sich ihrer goldenen Freiheit jetzt erst recht bewußt werdend, rannten sie immer weiter, verfolgt von einem Menschenhaufen, der fluchend und keuchend hinter ihnen herjagte. Erst als die bekannten lockenden Worte: „Wuß — Wuß komm — komm Wuß!“ aus Kattels Munde vernahmen, schlugen sie ein gemäßigteres Tempo ein, und es gelang, sie auf einen Acker zu treiben, wo man sie umzingeln konnte. Kattel und Gottfried pirschten sich mit den zärtlichsten Worten an sie heran, und es gelang ihnen nach einigem Bemühen glücklich, sie einzu-fangen. An einem Hinterbein angebunden, mußten sie wohl oder übel den Rückweg antreten.

Der Hanjokob war bei dem Dragl zurückgeblieben und half ihm mit-leidig wieder auf die Beine. Dieser machte seinem Aerger in derben Flüchen und Verwünschungen Luft.

„E Gewitterdunnewerrerr sell des Deeh veschlache — wie e Dunnewerrerr isch mer des veflamnte Schinos unner de Bee(n) dorch — un im Handrundrehe hot se mich am Borrem g'hatt un grad in de ärgste Drod rei(n) —“

„Sei jetzt numme zefreere,“ meinte Hanjokob beruhigend, „sei froh, daß 's ke Wildsau war, sunscht wär Der's schlecht gange — kumm heem, die annere werren se ach uhne uns kriege, die können besser springe wie mer zwee“ — und er nahm den fluchenden, hinkenden Dragl, der immerfort um seine gute „Sundtagsmuntur“ jammerte, unter den Arm, und so gingen die beiden selbender steifbeinig und stolpernd den dunklen Mühlweg hinauf. —

Mutter hatte unterdessen daheim eine bange halbe Stunde durch-lebt, und ein „Gott Lob und Dank“ kam ihr aus tiefstem Herzen, als die Gesellschaft mit den quietschenden Ausreißern wieder ankam. Sie schloß eigenhändig den Stall hinter ihnen, und Gottfried mußte den „loddelichen“ Riegel mit Schmir festbinden. Dragl saß im Presssaal am warmen Ofen und trodnete seine Sonntagsmuntur und Gertrud hatte ihm ein Viertelfchen Schnaps eingeschenkt zur Labung und zum Trost für den ausgestandenen

Schrecken. Sehr erheitert und vergnügt über den guten Ausgang setzte man sich wieder an den Tisch, um das aufgewärmte Nachtessen vollends zu sich zu nehmen. Der Hanjokob bekam von Mutter eine Extrawurst versprochen, weil er durch seine Entdeckung drohendes Unheil verhütet hatte.

Am andern Morgen hatte den Durchgängern ihr letztes Stündlein geschlagen. Als wir um 11 Uhr aus der Schule kamen, brodelte schon das Kesselfleisch im großen Kessel, und auf dem langen Tisch im Presssaal lagen auf weißgeschuerten Brettern schon die dampfenden Speckseiten, die zur Wurstbereitung in kleine Würfel geschnitten wurden. An dem breibeinigen Hackloz stand, mit einer weißen Schürze angetan, der Jakob, der eine der drei Brüder Müller, und zerhackte mit zwei schweren Hackmessern im Takte eines flotten Marsches das Fleisch für die Leberwürste; denn in jenen Zeiten hatte man noch nicht die Hackmaschinen, da mußte dies alles noch mit der Hand gemacht werden. Auch das Wurststopfen geschah mit der Hand, und es gehörte schon eine gewisse Übung dazu, daß man nicht so viel Luft mit einfüllte. Wie lange, hellgraue Schlangen lagen die Leberwürste auf den Brettern, und Gertrud und Bawett waren eifrig dabei, sie in kleine Teile abzubinden. In der Küche standen lange Horden, mit Papier bedeckt, auf diese wurden die Würste, wenn sie aus dem Kessel kamen, zum Erkalten gelegt. Ein fröhliches Schaffen und Bantieren überall, und Pfälzer Witz und Humor trugen dazu bei, die Arbeit zu fördern. Besonders die Liesel wurde weidlich „geuzt“, so daß sie es vorzog, das Feld ihrer Tätigkeit in den Trockensaal zu verlegen. Als sie draußen war, kam einer auf den Gedanken, der Liesel eine Extrawurst zu machen, und gleich wurde ein Plan geschmiedet.

Der Hackloz wurde sauber und gründlich abgeschabt und diesem „Schabbel“ wurde noch folgendes beigefügt: eine Anzahl Zwiebeln, eine Handvoll Knoblauch, die übrigen Därme, alles fein verhackt, dazu eine Handvoll Kleie, ein paar gekochte Kartoffeln, fein gerieben, zwei eingeweichte Weck, tüchtig Gewürz, reichlich Pfeffer, Salz, Koriander, Muskatnuß, Majoran, ein wenig Wermut, zerrieben, ein Eßlöffel voll Zimt, einige Prisen gestoßene Nägeln und zuletzt noch ein Gals Apfelwein, um die Masse anzufeuchten. Dieses Mischmasch wurde in einen Darm gefüllt, schön abgebunden, so daß es einen ganzen Kranz gab. Gertrud übernahm es, die Würste unbemerkt in einem besonderen Hafen zu kochen, denn Mutter durfte nichts davon wissen, weil sie Liesel stets ein wenig in Schutz nahm gegen die vielen Foppereien der Hausbewohner. Onkel erklärte sich mit Vergnügen bereit, die Würste der Liesel im geheimen zuzustechen. — Alles geriet nach Wunsch, die Würste sahen den andern täuschend ähnlich. Onkel wickelte sie fein säuberlich in ein Papier, und als die übrigen in Küche und Keller beschäftigt waren und er mit Liesel allein im Presssaal war, da schlich er sich leise zu ihr hin, die wieder an ihrem Fensterplatz saß.

„Liesel,“ sagte er treuherzig, „wie wär's, wenn mer wieder Friede ischließe täten mit'nander, 's isch doch besser, wann mer sich mit'nanner veträgt; un daß Sie sieht, daß die Uzerei als nit so bös gemeent isch, haw ich Ihr do ebbes beiseit g'schafft — tu Sie's gleich unne rei in Ihr Korb stecke, vun dem braucht niemand ebbes zu erfahre.“

Liesel, die dem Frieden nicht recht traute, denn sie hatte Onkels Arglist schon zur Genüge kennen gelernt, verhielt sich anfangs etwas zurückhaltend und betrachtete das Päckchen, das ihr Onkel hinhielt, mit Mißtrauen; als sich aber das Papier ein wenig verschob und die Würste daraus hervorlugten, da ging es wie Sonnenschein über ihr altes, verschrumpeltes Gesicht, und mit zitternden Händen holte sie ihr Körbchen vom Fensterbrett

und barg den Schatz zu unterst unter ihr Halstuch; und sie beschloß, in ihrem Gebete bei der heiligen Mutter Gottes Fürsprache für den Onkel einzulegen, damit seine sündige Seele dereinst nicht allzulange in dem reinigenden Fegfeuer verbleiben müsse.

Als ihre Mutter später auch noch einige Kränze Wurst mitgab für sie und ihre Schwester Juliane, da ließ sie kein Wort davon verlauten, daß sie bereits von Onkel ihr Teil hatte. Sie blieb auch nicht zum Nachtessen, weil sie noch am Abend zur Beichte gehen wollte; auch fand sie es geraten, ihre Schätze beizeiten in Sicherheit zu bringen, denn man konnte nie wissen, was noch alles damit passieren könnte in „diesem Haus“; auch gedachte sie, die geheime Spende heute abend noch am häuslichen Herd in aller Ruhe zu verspeisen und die andern von Madam gestifteten Würste in den Rauch zu hängen für spätere Zeiten.

Der Abend vereinigte sämtliche Hausbewohner zu einem heiterfröhlichen Mahl, auch die beiden Metzger, der Schorsch und der Jakob, nahmen daran teil; sämtliche Wurstsorten wurden versucht und es war alles vorzüglich und fand ungetheilten Beifall. Es war ein gemüthliches Beisammensein bis zum späten Abend und der Onkel besonders sprühte von Witz und heiterer Laune.

Der nächste Tag war ein katholischer Feiertag, und da Liesel sehr fromm war, so feierte sie heute und kam nicht zur Arbeit. Aber am Nachmittag kam ganz unerwartet Frau Müller, die Mutter der beiden Metzger. Sie war in höchster Aufregung und sank erschöpft auf einen Stuhl. Mutter war ganz erschrocken und fragte teilnehmend, ob ihr etwas passiert wäre.

„Ach Gott, Madam,“ fing sie an, „ich kumm wege dene Werscht. Wie isch dann des möglich, daß mei Buwe Ihne so schlechte Werscht gemacht hawe sollten! Ich hab sie könne nit selwer froge, weil se schon seit heute morge iwer Land sin, Dieh kaase — un jetzt haw ich mich selwer uff de Weg gemacht und will mich entschuldige — Sie weren uns doch um Gotteswille des nit nochtrage — —?“

Mutter war „wie aus den Wolken gefallen“ —

„Was soll ich Ihne nit nochtrage?“ fragte sie verwundert.

„Ei, daß die Werscht so schlecht ausg'falle sin geschtern.“

„Die Werscht? Die sind doch vorzüglich — delikat, so gut wie noch nie!“

„Ja, des vesteh ich awer nit,“ rief Frau Müller; „heut morge kummt die Kaffeeliesel in de Lade, zum Glück war grad sunscht niemand drin, un legt e Hängel Feuerwerscht vor mich hin. Do, Fraa Müller, sagt se — schickt mich mei Madam, sagt se, e schöne Gruß un Ihr sollen emol die Werscht versuche, wa Euer Buwe uff de Mühl gemacht hen geschtern — des isch jo e Schand un e Schpott, em so e Sach zu verderwe. Ich bin in de Dod nei verschrocke, nehm die Werscht, schneid eini durch un riech dra(n) — sui Deiwel, war des e Zeig — niz wie Zwiwle un Knowloch un de Deihenker weefß, was do noch fer e Luntezeig drin war! Ich kann numme de Kopp schüttle und begreifs nit — un weil grad Zeit in de Lade kumme sin, haw ich de Liesel zugewunke, daß se schtill isch, un hab ihr e Kranz Feuerwerscht vun unsere in ihr Kärwel gelegt un sie isch dann ach zufriede gewest un isch heemgange. Awer de ganze Morge hot mer die Sach ke Ruh gelobt un jetzt bin ich do, um mit Ihne iwer die Sach zu redde.“

Mutter beteuerte von neuem, daß sie sich dies alles nicht erklären könnte; und daß sie Liesel keinerlei Auftrag gegeben hätte.

Bei diesen Worten kam Gertrud ins Zimmer und als sie Frau Müller erblickte, kam ihr gleich eine Ahnung, was sie hierher führte.

Lachend erzählte sie nun die Geschichte von dem Schabernack, den ihre beiden Söhne, der Schorsch und der Jakob, der Kiesel gespielt und wie schnell sie auf den Leim gegangen sei, als ihr Onkel im geheimen die Würste zugesteckt hatte. Nun klärte sich das Gesicht von Frau Müller zusehends auf, und auch Mutter mußte herzlich lachen. Als Gertrud dann einige Würste zum Versuchen brachte, da war Frau Müller glücklich, daß dieser Stein von ihrem Herzen genommen war.

Gertrud mußte nun einen guten Kaffee kochen und von ihren berühmten Rahmwaffeln dazu backen, und nach einem gemütlichen Kaffeestündchen machte sich Frau Müller frohgemut und ihrer Sorgen ledig auf den Heimweg.

Als Kiesel am andern Morgen erschien, hielt ihr Mutter eine Strafpredigt, weil sie die Würste vom Onkel angenommen hatte, wo sie doch wissen mußte, daß sie heimlich weggenommen waren. Kiesel aber beteuerte sehr ihre Unschuld und schwur auf Ehre und Seligkeit, daß sie nicht gewußt hätte, daß das hinter dem Rücken der Madam geschehen wäre.

Der Onkel war nicht sichtbar, aber als Kiesel auf den Speicher ging, Papier zu holen, da prangte an der Thür des Trockensaales ein großes weißes Plakat, darauf standen von Onkels Hand geschrieben die Worte: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.“

Da gelobte sich Kiesel im stillen, niemals wieder ein Vaterunser zu beten für diesen hartgesottenen Sünder, mochte seine schwarze Seele dereinst hinabfahren in den tiefsten Höllenpfuhl — sie würde niemals mehr einen Finger rühren und einen Rosenkranz beten zu seiner Errettung aus ewiger Pein.

Weihnachten

Dies Kapitel soll den Kindern gewidmet sein, und ich will von Weihnachten erzählen aus jenen fernen Zeiten, als wir noch Kinder waren und noch den schönen, naiven Glauben hatten an das Christkind, das die guten, fleißigen Kinder mit seinen köstlichen Gaben reich beschenkt, und an den „Belzenickel“, der die unfolgsamen mit seiner Rute bestraft und in seinen Sack steckt.

Weihnachten! Welch eine traumhaft schöne Zauberwelt tut sich der Seele des Kindes auf bei dem Klange dieses Wortes. Auch mir weckt es Erinnerungen an verschneite Wege, vereiste Bäche, an einen glitzernden Märchenwald — und in eine stille Schneelandschaft hineingebettet das trauliche Haus mit seinen langgestreckten weißen Dächern und hellblinkenden Fenstern! Und im Hause selbst ein geheimnisvolles Leben und Weben ein Raunen und Flüstern — Türen, die sonst stets offen standen, sind auf einmal verschlossen und bergen allerhand Geheimnisse. Nächtliches Rumoren und Klopfen in den versperrten Räumen und Stuben — ungeduldiges Fragen unsererseits — ausweichende Antworten.

Schon wochenlang vorher war diese fieberhafte Spannung in uns, die sich mehr und mehr steigerte; je näher das Fest heranrückte. Der Onkel wußte die Erregung noch auf die Spitze zu treiben mit seinen geheimnisvollen Reden und Andeutungen. Jeden Morgen wußte er etwas Neues. Wenn wir frühmorgens erwachten und uns, halb angezogen, unsere Kleider unter dem Arm, um den großen, köstliche Wärme verbreitenden Ofen im Prefsaal gruppierten, um unsere Schuhe anzuziehen, die, in Reih und Glied aufmarschiert, an der Ofenbank standen, da stand der Onkel gewöhnlich schon hinter der Walze; und er hatte einen ganzen Sack voll Neugig-

feiten. Da hatte in der Nacht der Belzenickel an sein Fenster geklopft und gefragt, wie es mit unserer Folgsamkeit stünde — nachher hätte er ein feines Klingeln vernommen — und als er durch das Schlüsselloch gespäht hatte, da sei es ganz hell im Gang gewesen wie am Tag, da sei das Christkind vorübergegangen. Ein anderes Mal hatte er ein paar Nüsse gefunden, die dem „Belzenickel“ aus der Tasche gefallen waren, und oben auf dem Speicher, gerade über Unkels Stube, da mußte er seine Werkstatt haben, denn da sägte und feilte, hobelte und raspelte es die ganze liebe lange Nacht, bis der Morgen graute, so daß man kein Auge zutun konnte. So wußte er jeden Morgen etwas Neues, das unsere Gemüter erregte, und wir lauschten mit wohligen Gruseln seinen Erzählungen. Walter, der älteste von uns kleineren Geschwistern, hatte für derlei Reden nur ein überlegenes Lächeln — es gäbe gar kein Christkind, behauptete er fest, die Eltern sagten das nur so, damit die Kinder recht folgsam und fleißig in der Schule wären. Aber entriistet wiesen wir diese Behauptungen zurück und banden unentwegt jeden Abend ein Bündelchen Heu an die Stalltür für das „Eselchen“, auf dem das Christkind durch den Wald ritt, wenn es müde war, und da jeden Morgen das Bündelchen verschwunden war, so war uns dies ein sicherer Beweis, daß Walter Unrecht hatte.

An einem Abend erlebten wir ein schreckliches Wunder. Es war ein Sonntagabend — friedlich saßen wir im kleinen Wohnzimmer um den runden Tisch, ein jedes mit irgend einer Arbeit oder Spielerei beschäftigt — da plötzlich kam etwas die Treppe heraufgetappt mit schwerem Tritt, wie wir es noch nie vernommen. Angstvoll und erschrocken sahen wir uns an — selbst die Mutigsten unter uns befiel ein Zittern vor diesem unbekanntem Etwas, das näher und näher kam. Nun tappte es durch den dunkeln Prefsaal — die Tür ging auf, und ein lähmendes Entsetzen hielt uns auf unsere Sitze gebannt — — im Türrahmen stand eine furchterregende Gestalt — ganz in einen zottigen braunen Pelz gewickelt, auf dem noch weiße Schneeflocken lagen, denn draußen hatte es zu schneien begonnen. Auf dem Kopf trug das Ungetüm eine schwarze Fellkappe, ganz in das Gesicht gezogen, daß man nur den grauen langen Bart sah und ein Paar blitzende Augen — auf dem Rücken trug er einen Sack und in der Hand eine lange Rute aus Besenreis. Mit fürchterlich krächzender Stimme, die nichts Menschliches an sich hatte, fragte er, ob die Kinder brav seien. Hatte mich der bloße Anblick dieser Gestalt schon in tausend Nengste versetzt, so kam ich beim Klang dieser Stimme „ganz aus dem Häuschen“. Mit einem Schrei des Entsetzens war ich auf das Sofa gesprungen und barg mich hinter der Mutter, die sich schützend vor mich stellte. Lotte, die mehr Mut zeigte, stellte sich ihm entgegen und zupfte ihn am Bart; dafür wollte er sie in seinen Sack stecken, was mich in neue Aufregung versetzte. Da stand plötzlich mitten unter der Tür eine weiße Lichtgestalt — lange weiße Schleier wogten um sie her und verhüllten ihr Gesicht. In der Hand trug sie ein Körbchen, darin lag süßes Gebäck, Nüsse und kleine rote Äpfel — dies teilte sie unter uns aus, dann war sie mit einem Male wieder verschwunden wie ein holder Spuk. Auch der „Belzenickel“ tappte hinterdrein, nachdem er sich unter der Tür nochmals umgedreht und Lotte mit seiner Rute gedroht hatte. — Lange noch wirkte dies Ereignis in mir nach, und die gräßliche Stimme des „Belzenickels“ ließ mich nicht zur Ruhe kommen; doch die holde Lichtgestalt des Christkinds wirkte mildernd und beruhigend auf mein Gemüt und allmählich verlor auch dieses Erlebnis seine Schrecken, aber eines gab mir noch eine Zeitlang zu denken: Das Christkind hatte genau dasselbe Körbchen für seine Gaben wie ich es hatte, wenn ich zur Strichschule ging.

So kam Weihnachten näher und näher. Fleißig regten wir die Hände, strickten Strümpfe und „Stauchen“, stückten Pantoffeln, Perltaschen mit bunten Perlen und was dergleichen Dinge mehr waren. Lisbeth, die fleißige, häfelte eine Geldbörse für Vater, ein wahres Prachtstück aus grüner Seide, mit Fransen aus glitzernden Stahlperlen und zwei blanken Stahlringen zum Schieben. Meine kleinen Finger mühten sich ab mit zwei Riesensocken für Gottfried — die gar nicht fertig werden wollten, weil die Füße so endlos lang waren. Um mich von dieser Arbeit ein wenig zu erholen, las ich dann wieder meinem kleineren Bruder etwas vor aus dem *Christkindelbuch*. Es war ein altes Buch, schon sehr zerlesen und hatte schon den großen Geschwistern als beliebte Unterhaltung gedient; auf dem Titelblatt war das Christkind abgebildet, barfuß, in langem weißem Kittel, mit einem glänzenden Strahlenkranz um den Kopf und Augen voll sanfter Güte und Freundlichkeit. Der Text des Buches war in flüssigen Versen geschrieben und handelte von all dem, was uns lieb und vertraut war — von Weihnachten in Haus und Familie, von den Vögeln draußen und den übrigen Tieren in Wald und Feld, vom verschneiten Winterwald und dem langen Jäger, der es nicht leiden wollte, daß der „Belzenickel“ Christbäumchen im Walde schnitt. Wir alle liebten dieses Buch mit seinem stimmungsvollen Text und hielten es hoch in Ehren.

Eine besondere Freude war es auch, wenn wir Gertrud helfen durften beim Herstellen des *Weihnachtsgebäcks*. Damals hatte man es noch nicht so bequem wie heutzutage mit all den modernen Maschinen. Da mußte der Zucker noch zerstoßen werden im großen Mörser aus blankem Messing und die Mandeln mühsam mit dem Wiegemeßer zerkleinert werden; und das Schönste war, wenn wir den süßen Teig mit kleinen Blechförmchen ausstechen durften, wobei jedes seine Lieblingsformen besaß. Köstlicher Weihnachtsduft durchzog das Haus, wenn all diese Herrlichkeiten aus dem Backofen kamen, und so genossen wir die Vorfreude schon ausgiebig vor dem eigentlichen Fest. Doch eines fehlte noch zur richtigen Weihnachtsstimmung, das war der Schnee. Trübe und grau spannte sich der Himmel über das Tal, schmutzibraun lagen Garten und Wege, nur der Wald mit seinen Tannen und Kiefern stand im dunkeln Grün; aber er kam, der Schnee, den wir uns so heiß gewünscht. Einige Tage vor dem Fest fing es an zu schneien; ununterbrochen wirbelte es vom grauen Himmel und legte sich flocke auf flocke, und bald leuchtete alles in reinstem Weiß.

Es war eine althergebrachte Sitte in der Mühle, daß es zum Fest zwei Christbäume gab — in der heimatlichen Mundart „*Boßbääm*“ genannt. Sie standen auf einer langen Tafel im kleinen Familienzimmer und mitten drin, rechts und links von den Bäumen flankiert, stand „*das Schloß*“. Dieses Schloß war der Glanzpunkt des ganzen Festes und ohne es konnten wir uns Weihnachten gar nicht denken.

Der Onkel hatte es in seinen Mußestunden fertiggestellt, weil sich Mutter einmal eine Weihnachtskrippe wünschte, und weil er nun einmal für mittelalterliche Romantik schwärmte, war aus der geplanten Krippe ein Schloß geworden mit einem stolzen, zinnengekrönten Turm, ein stattlicher Bau mit langen Fensterreihen, einem Altan und einer runden Freitreppe aus rötlichem Marmor. In monatelanger mühevoller Arbeit hatte er es zurechtgebastelt und es bildete jedes Jahr von neuem das Entzücken von groß und klein. Dieses Schloß stand in einem Garten mit zierlich angelegten Rasenplätzen, durch die sich weiße Wege schlängelten; mit immer grünem Laub aus Efeu und Tannenzweigen, mit einem Springbrunnen

in der Mitte, der seinen funkelnden Strahl hoch in die Luft sandte und plätschernd ins Becken, in dem kleine Goldfische schwammen, wieder zurückfiel. Den Rasen erneuerten wir jedes Jahr, indem wir oben im Walde von den großen Felsblöcken, die da herumlagen, große Flächen dunkelgrünen Mooses ablösten, das wie grüne Polster die Steine bedeckte und den herrlichsten Samtrasen abgab. Die Wege und Pfade, die in vielen Windungen den Garten durchfurchten, bestreuten wir mit weißem Silbersand. Welch köstliche Freude gewährte uns diese Arbeit, denn freudige Feststimmung überkam uns bei all diesen Vorbereitungen, die wir gern auf uns nahmen, um dem Christkind ein wenig von seiner vielen Arbeit abzunehmen.

Endlich war der Weihnachtsabend da, aber er brachte uns noch nicht die Erfüllung unserer Sehnsüchte und Wünsche, denn die Bescherung fand erst am Weihnachtsmorgen statt. Die großen Brüder, die weit entfernt in großen Städten lebten, und die nur einmal im Jahr nachhause kamen, konnten der weiten Reise wegen nicht früher die Heimat erreichen, und es wurde manchmal fast Mitternacht, bis sie kamen; deshalb wurde die Bescherung auf den Morgen verlegt. Wir Kleineren mußten dann stets früh ins Bett, während Eisbeth schon bei den vielen Vorbereitungen mithelfen durfte und sich sehr wichtig und erwachsen vorkam. Während dann, als die Dunkelheit hereinbrach, alle vollauf beschäftigt waren, standen wir auf der Galerie und lauerten auf das Christkind. Denn Unkel hatte erzählt, es wohne oben auf dem Felsen in der Felsenstube und am Weihnachtsabend reite es durch den Wald, um seine Geschenke auszuteilen in Dorf und Stadt; und ein heller Schein ginge ihm voraus, wie von einem strahlenden Licht. Da standen wir nun eng aneinander gelehnt, frierend und zitternd vor Erwartung, in der Kälte, und eine ganz weihevollte Stimmung hielt uns umfangen. Aber wir sahen nichts als die Millionen glitzernder Sterne über uns und die wundervolle Schneelandschaft um uns. Einmal war es, als hörten wir ein leises Klingeln in der Ferne — und dann sahen wir vor dem Tore draußen einen hellen Schein — aber es war dann der Gottfried, der mit der Laterne vom Pferdestall kam.

Etwas enttäuscht, aber doch voll glückseliger Erwartung suchten wir die warme Stube wieder auf. Da unser Schlafzimmer neben dem Wohnzimmer lag, so nahmen wir uns vor, recht lange wach zu bleiben und manchmal durch die Türriße zu spähen, was da draußen vor sich ging, denn es war ein großes Laufen und Hasten im Hause, Tische wurden hin- und hergerückt und schwere Gegenstände beigetragen. Aber bald überkam mich die Müdigkeit — ich hörte noch, wie Gottfried den Schlitten fertig machte und die Pferde anspannte, um Vater an den Bahnhof nach der Stadt zu fahren, die Brüder abzuholen —, dann verwirrten sich meine Gedanken, ich hörte das Schellengeläute des Schlittens in der Ferne verhallen, dann nichts mehr. — Aber nochmals wurde ich geweckt — wieder war es das Schlittengeläute, das ich halb im Traum vernahm — aber ein Freudengeheul unseres alten Sultans machte mich vollends munter. Ich hörte fremde Stimmen den Hund lieblosen — und dann die frohbewegten Stimmen von Mutter und Gertrud und Unkel, die die Ankommenden begrüßten. Die andern waren auch munter geworden, und eine Zeitlang horchten wir auf das Stimmengewirr da draußen, auf das Lachen und fröhliche Plaudern, bis uns der Schlaf wieder übermannte.

Schon um fünf Uhr am andern Morgen waren wir wieder erwacht. Im Hause lag noch alles in tiefster Ruhe und wir mußten unsere Ungeduld noch zügeln. Ob das Christkind wohl in der Nacht hier gewesen war?

Wenn man nur einen einzigen Blick in das Zimmer nebenan werfen könnte — aber die Thür war verschlossen. Leise krochen wir aus dem Bett und schlichen zum Ofen. Dieser stand, um beide Zimmer zugleich zu heizen, in der Wand, und die Blechwerkkleidung zu beiden Seiten ließ einen kleinen Spalt offen — da konnte man hindurchspähen. Der Mond stand schon tief über dem Buchholzfelsen und war gerade im Begriff, hinter dem Wald zu verschwinden — aber ein feiner Strahl kam durch das Fenster in die Ecke, wo der große Wandspiegel hing, und da glänzte und glitzte es von Gold und Silber, und ein feines Duftgemisch von Äpfeln, süßem Backwerk, Lebkuchen und Tannen drang durch die Ritzen herein, jener köstliche Weihnachtsduft, der mit Weihnachten eng verbunden ist.

Endlich begann es sich im Hause zu regen. Der Gottfried hantierte im Stall bei den Pferden, und Bawett machte Feuer im großen Ofen im Pressaal. Nun kam auch Gertrud, um bei uns einzuheizen, und ein kräftiger Duft von frisch gekochtem Kaffee durchzog das Haus. Nach und nach stellten sich die Leute ein und versammelten sich im Pressaal; endlich kamen auch Vater und Mutter. Um sieben Uhr standen wir fix und fertig an der Thür, in fieberhafter Spannung — — da drang heller Lichtschein von draußen durch die Türspalte und ein feines Klingeln drang an unser Ohr — wir hielten den Atem an — — da öffnete sich langsam die Thür und wir standen stumm und überwältigt von dem Glanz und der Herrlichkeit dieses uralten, ewig neuen *W e i h n a c h t s w u n d e r s*.

In strahlender Helle standen die Christbäume, und ihre flimmernde Pracht erglänzte doppelt in dem hohen Wandspiegel, vor dem sie standen; und mitten drin, halb von den Zweigen versteckt, stand festlich beleuchtet „das Schloß“ — hell erglänzten die Fensterreihen und die buntseidenen Vorhänge, durch die das Licht gedämpft hindurch schimmerte, gaben in ihren roten, grünen und blauen Farbentönen ein märchenhaftes Bild. Aus dem Portal quoll ein breiter Lichtstrom in den von vielen Kerzen feenhaft beleuchteten Garten. Hoch schoß der feine Strahl des Springbrunnens in die Luft und fiel leise plätschernd wieder in das runde Becken zurück, und die Tropfen sprühten in dem hellen Schein der Kerzen auf wie funkelnde Diamanten. Eine unaussprechlich weihevollte Stimmung hielt uns wie in einem Bann, daß wir lange keine Worte fanden.

Dann hielt der Vater eine *A n s p r a c h e* an die Leute, die in einem Halbkreis um uns herumstanden, und überreichte ihnen ihre Geschenke, jedem einzelnen mit ein paar launigen Worten. Neben einem Betrag an barem Geld erhielten sie allerlei nützliche Gegenstände; unter anderem auch Pfeifen mit gemalten Porzellanköpfen mit den Bildern vom alten Kaiser, Bismarck oder Moltke, dazu den nötigen Tabak; auch Taschenmesser mit Doppellingen und Feuerstahl, seidene Halstücher und die warmen Wollfächer, die wir im Schweiß unseres Angesichts gestrickt. Vergnügt schmunzelnd nahmen sie ihre Sachen in Empfang und manch einer gab mit einem: „O heilig's Dunnerwetter“ oder „Kreuzfeierdunnerkeil“ seiner Freude noch besonderen Ausdruck.

Nun kam die Reihe an uns. Zuerst begrüßten wir die Brüder mit etwas scheuer Zurückhaltung, denn da wir sie schon seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatten, waren sie uns ein wenig fremd geworden. Dann wandten wir uns an den Gabentisch, und nun war der Zauber gebrochen. Jubel, Erstaunen, Bewunderung überall. Der runde Tisch vor dem Sofa, der nur an Weihnachten da seinen Platz hatte, war ganz bedeckt mit ungeahnten Herrlichkeiten. Ein jedes hatte seinen Teller mit Backwerk, Nüssen, Äpfeln und einem riesigen Lebkuchenherz, und darum bauten sich

die Geschenke auf, die den ganzen Tisch über und über bedeckten. Und auf dem schwarzledernen Sofa saß eine ganze bunte Gesellschaft — unsere Puppen, die wir schon seit einem Jahr fast nicht mehr gesehen und mit denen wir freudiges Wiedersehen feierten; große und kleine, blonde und dunkelhaarige, all die lieben bekannten Gesichter, aber in neuen Kleidern und — o Wunder — sämtliche mit gesunden, heilen Gliedern, und die Wunden, die wir ihnen geschlagen, wohl verheilt — was doch das Christkind nicht alles fertig brachte!

Dann ging es zu den Stuben und Küchen — da waren sie wieder, die reizenden kleinen Salons im Empire- und Biedermeiergeschmack, mit den entzückenden kleinen Sofas und Stühlchen, mit grüner Seide bezogen, mit den Spiegeln und kleinen, ovalgerahmten „familienbildern“, den weißen, duftigen Gardinen und all den kleinen, putzigen Möbeln. Und erst die Küchen! Bis ins kleinste war da für alles gesorgt — die Butter- und Schmalztöpfe gefüllt, Schublade voll Reis, Mehl, feinem Zucker und Rosinen, kleine Miniatur-Zuckerhüte in blauer Originalpackung, kleine Klumpen frischer Butter und winzige Speckseiten, geräuchert, kleine Bündchen und goldgelber Wabenhonig und noch vieles andere, was das Herz erfreut und was zu einer gut eingerichteten Vorratskammer gehört. Wir wußten nicht, wohin schauen — es war zu viel, unsere Sinne konnten es nicht in sich aufnehmen! Vater und Mutter, die Brüder, der Onkel, Gertrud und die Leute alle — alle mußten sie bewundern, betrachten und sich mit uns freuen, und des Staunens und Jubelns war kein Ende — —

Draußen kämpfte die Dämmerung mit dem Tag — sie mußte mehr und mehr weichen vor dem strahlend rötlichen Schein, der im Osten am Himmel heraufzog, das Nahen der Sonne verkündend. Ein rosiges Schimmer lag über der stillen Schneelandschaft, und die Spitzen der Berge ringsum und die Wipfel der verschneiten Tannen oben am Walde erglühten in einem magischen Schein. Der Tag brach an in leuchtender Pracht — der Weihnachtstag, den wir so heiß ersehnt und der uns die Erfüllung brachte all der Hoffnungen und Sehnsüchte, die wir im Innern gehegt. O glückbringende Weihnacht der Kinderzeit!

